



Berliner
Stecknadeln

VON

Feodor Wehl.

Erstes Heft.

Mit Illustrationen von J. Böhmer.

Berlin, 1844.

Verlag von A. Schepeler.

Die öffentliche Meinung.

Weniger als je ist jetzt in Deutschland die öffentliche Meinung in Rede gebracht worden. Deutschland aber, das überhaupt bisher nur wenig Oeffentlichkeit aufzuweisen hat, hat auch im eigentlichen Sinne des Wortes noch keine öffentliche Meinung darzutun. In Deutschland könnte vielmehr nur von einer geheimen Meinung, oder im besten Falle von einer offiziellen Meinung gesprochen werden, denn so lange die Meinung in Deutschland im Banne der Censur gehalten ist, wird ihr keinesweges die Bezeichnung „öffentliche“ in gewissenhafter Geltung beizulegen sein.

Die öffentliche Meinung sieht, wie so manches Andere in Deutschland, noch hinter Eisenstäben des Vorurtheils gefangen. Sie ist, wie der Mann mit der eisernen Maske; sie wirft wohl dann und wann einmal einen zinnernen Teller, auf den sie geheimnißvolle Zeichen gegraben, in das stuhende Treiben des Tages hinunter, aber leider fällt dieser fast jedes Mal in die Hände eines einfältigen Fischers, der

nicht lesen kann, oder in die eines ausgestellten Wächters, der ihn dem Festungskommandanten auszuliefern, die Pflicht übernommen hat.

Was wir dagegen gewöhnlich in Deutschland die öffentliche Meinung zu benennen pflegen, ist in der That nichts weiter als eine Meinung, welche die Regierung in ihren Wappenrock eingeknüpft hat und solchergestalt als Trabant auf den Markt der Begebenheiten hinaustreten läßt. Diese offizielle Meinung, wie ich sie vorhin geheißen habe, ist freilich andernseits noch immer auch eine öffentliche Meinung, dann aber doch nur eine, die die Regierung hat und nicht das Volk. Das Volk hat in Deutschland keine öffentliche Meinung; das ist der Gegenstand, den ich zu besprechen mir vorgenommen habe.

Oeffentlich, im wahren Sinne des Wortes, ist nur dann eine Meinung, wenn sie ungehindert, unangetastet, unvisitirt auf den freien Raum der Journalistik und der Publicität hinaustreten darf. Wo aber darf das eine Meinung in Deutschland thun? Wieviel Thorvisitationen muß eine Meinung in Deutschland erleiden, wieviel Schildwachenanrufungen muß sie zu beantworten wissen, ehe sie auf den Karrousselplatz der Oeffentlichkeit hinausgelassen wird, um das Ringelstechen auf hölzernen Pferden mitzumachen. Und alle diese Thorvisitationen, alle diese Schildwachen und Accisebeamten für literarische Einfuhr, denen die Meinung in Deutschland standhalten und ihre Rock-, Hosen- und Westentaschen preis-

geben muß, von wem sind sie hingestellt und besoldet? Von der Regierung. Sie läßt eine Meinung nur durch, die keine Schleichwaare versteckt hält und auf Werdä! Gutfreund antworten kann.

In England und Frankreich aber z. B. stellt sich das Alles anders heraus. Dort hat die Meinung nichts dergleichen durchzumachen, frei und frank stürzt sie sich in die Deffentlichkeit hinaus. Dort gewahren wir denn auch in dieser Deffentlichkeit ein ganz anderes Schauspiel, ein Schauspiel voller Abwechslung, voller Leben und Reiz. Es ist wie ein Karneval der Leidenschaften, Haß und Liebe, Neid und Mißgunst, Verehrung und Hochachtung, Geiz und Verschwendung, Stolz und Unmuth, Rohheit und Zartheit, Milde und Unmuth, Selbstsucht und Aufopferung, Leid und Freud, gediegene Klarheit und verworrener Wahnsinn, Alles, Alles durch einander, ver mummt und verkleidet, als Griechen, als Türken, als Russen und Mohren, als Harlekine und liebliche Feengestalten. Das drängt und treibt, das fragt und antwortet, das rath und foppt, das lacht und schlägt mit der Pritsche. Es ist der tolle Congreß aller Ideen, aller Gedanken, aller Erfindungen. Jedes Glend hat dort seinen Abgesandten, jede Noth, jede Thräne, jede Verzweiflung; aber auch jede Wonne, jedes Lächeln, jede Freude der Welt. Nichts ist zu klein, nichts ist zu groß.

Nur im Kampfe bewährt sich die Wahrheit. Die Wahrheit ist der heilige Ritter Georg, der den

Lindwurm der Lüge zu tödten, stahlgepanzert durch die Jahrhunderte der Historie reitet. In Frankreich und England erstärkt und kräftigt er sich im offenen Kampf mit jedem Tage, weil ihm die Lüge freigegeben und in den Weg gelassen wird, während man ihm in Deutschland die Lüge vorenthält, ihn des Kampfes entwöhnt und gemächlich macht. *)

Den heiligen Ritter Georg wird man in Deutschland dahin bringen, daß er vom Rosse steigen, die Lanze an den Baum lehnen, den Panzer von seiner Brust loschnallen und sich hinsetzen wird im stillen Grunde und träumen. Wehe, wenn ihn die schlimme Fee, die verlockende Ruhe, mit ihrem Zauber umfängt und sein schlummerndes Haupt in ihrem duftigen Schooße wiegt. Man mag dann kommen und rufen: „Heil'ger Georg! heil'ger Georg! Lege den Panzer an, nimm die Lanze zur Hand, besteige dein Rosß, die Lüge wird mächtig! Man mag dann nur kommen und rufen: heil'ger Georg! heil'ger Georg! Der heil'ge Georg wird nicht hören, er wird nur die Hand auf das Herz legen und träumen: es thäte ihm weh.

Nur im Conflurux von hundert und tausend Meinungen besteht die öffentliche Meinung. Die Regierung darf nur eine Meinung haben: das

*) Siehe meinen Aufsatz: „Die Emancipation der Lüge“ im Freihafen von Theodor Mundt, Januar 1844.

Recht, denn wie Mirabeau sagt: nichts darf herrschen, als die Gerechtigkeit. Das Recht auch ist allein die richtige und wahre offizielle Meinung, die eine Regierung gelten lassen darf. Das Volk aber muß die öffentliche Meinung für sich in Anspruch nehmen dürfen, die öffentliche Meinung, dies Gewirr und Gewühl, diesen Marktplat der Empfindungen und Gefühle, der Ansichten und Erörterungen.

Wir leben um Geschichte zu machen. Mit dem verlorenen Paradiese begann sie, mit dem wieder gewonnenen wird sie enden. Alles, was geschieht, geschieht für die Geschichte; für die Geschichte ist auch Jesus Christus am Kreuze der Juden gestorben. Die Geschichte ist der Ausdruck der Menschheit, die Offenbarung Gottes, die stündlich ihrem Ziele näher rückende Erlösung der Welt.

Von dem Bewußtsein Geschichte zu machen, muß jeder Lebende durchdrungen werden, und dies Bewußtsein zu bilden, zu fördern und auszuformen ist die Aufgabe der Staaten, die Gewalt des Rechts. Aber dies Bewußtsein ist bis jetzt in Deutschland nur wenig erweckt, nur wenig begünstigt worden. Es hat bis jetzt nur eine Anzahl großer Männer, aber nur wenig große Zeiten entstehen lassen. Deutschland ist bis jetzt nur eigentlich die Wiege großer Geister, großer Gedanken, großer Erfindungen gewesen, die großen Momente und die großen Epochen sind sparsam im Lande. Die alte Welt, England, Frankreich, Spanien selbst haben dagegen

viel mehr große Epochen, große Zeiten, aber alle zusammen vielleicht nicht mehr große Geister, als das eine Deutschland. In Deutschland sind viele große Männer an kleinen Zeiten zu Grunde gegangen, in den andern vorbenannten Ländern dagegen viele große Zeiten an kleinen Männern. Jedenfalls aber sind in Deutschland große Männer an kleinen Zeiten gering geworden, wie in den andern Ländern kleine Männer an mächtigen Epochen groß. Nur die Reformation ist in Deutschland größer geworden als Luther, sonst sind alle Gedanken in der Ausführung kleiner geblieben, als ihr Erfinder.

Dies Alles liegt in Deutschland hauptsächlich eben an jenem Mangel des geschichtlichen Bewußtseins. Geschichte zu machen ist, wie man in Deutschland zu glauben scheint, nicht das Vorrecht von Zehnen oder Zwölfen, von Fürsten oder Herren; Geschichte zu machen ist das Geschäft der gesammten Menschheit; jeder hat den Beruf dazu. Die Sklaven in Rom haben Geschichte gemacht *), in Paris auch die Freudenmädchen als Göttinnen der Vernunft. In der Geschichte ist nur verworfen, wer sich selber verwirft, nur, wer sich selbst auf den Mist wirft, verfault.

Diesem Mangel an geschichtlichem Bewußtsein ist aber in Deutschland nur abzuhelfen, wenn die öffentliche Meinung, wahrhaft freigegeben, Alles in

*) Spartacus.

sich aufnehmen darf, was sich durch die Herzen und die Köpfe des ganzen deutschen Volkes bewegt. Jeder muß Antheil nehmen können, damit die öffentliche Meinung allgemein und wahrhaft populäre Verbreitung und Anerkennung zu finden im Stande sei.

Wenn wir den Karrouffelpfad der Oeffentlichkeit, d. h. die Journalistik, die Publicität in Deutschland betrachten, wie einförmig, wie verhungert, wie gelangweilt treiben sich da zehn oder zwölf schlottrige Meinungen auf den hölzernen Pferden herum. Sie reiten so schulmeisterlich ernsthaft, mit so schlenkender Gravität, mit so ängstlicher Vorsorge nicht zu fallen, die hölzernen Thiere nicht holpern zu lassen, daß sie die literarischen Gassenjungen mit Roth werfen würden, wenn es nicht gar zu lächerlich erschiene auf diese publicistischen Tabackstreiter überhaupt etwas zu werfen und wär' es auch nur einen Blick. Selbst die literarischen Gassenjungen halten sich zu gut dafür.

Man gebe den Karrouffelpfad der Oeffentlichkeit den Meinungen des Volkes frei, dann wird es das geschichtliche Bewußtsein zu erlangen im Stande sein.

Ich glaube es ist Alexander von Humboldt gewesen, der einmal gesagt hat: „Man muß vor Allem den Muth einer Meinung haben.“ Muth aber muß sich äußern dürfen, sonst wird er Unmuth. Wie manchem Muth eine Meinung aber ist es in Deutschland nicht verboten sich zu äußern. Ein verbotener Muth einer Meinung wird zum Unmuth derselben, und so sehen wir denn in Deutschland

Viele, die sich mit einem solchen Unmuth einer Meinung im Herzen herumtragen und Viele, die daran zu Grunde gehen. Ludwig Börne z. B. ist an diesem Unmuth seiner Meinung gestorben.

Dieser Unmuth ist auch das, was ich zu Anfang dieses Aufsatzes mit der Benennung „geheime Meinung“ bezeichnet wissen wollte. Zum Muth gehört ein gewisser Stolz, und dieser Stolz ist das, was die Träger einer Meinung abhalten muß, diese nicht beschränkt, beschnitten und censirt der Oeffentlichkeit preiszugeben. Zum Schweigen gehört eben so viel Muth, als zum Sprechen, denn Waschweiber können nur schwätzen und Maulaffen nur's Maul halten. Eine Meinung verschweigen ist auch ein Muth, aber er ist gefährlich, weil er unwillkürlich in Unmuth übergeht, wie Wein in Essig. In diesem Sinne ist auch der Ausspruch Börne's zu verstehen, den er an Henrich Steffens gethan hat, nämlich: „Kein Buch, nur Schweigen ist unheilbringend.“ In einem Buch kann nur der Muth einer Meinung liegen, im Schweigen aber der Unmuth einer solchen.

Auch dieser Unmuth der Meinung ist dem geschichtlichen Bewußtsein in Deutschland ein Hinderniß, weil er sich mürrisch vor der Oeffentlichkeit abschließt und sich mit einem gewissen Troß dem flüssigen Treiben des Tages entgegenseßt. Tüchtige Männer können sich nicht überwinden den Muth ihrer Meinung subtil zu machen, und gehen in Unmuth unter, während jene publicistischen Tabackstreiter

schon an und für sich nicht einmal eine Meinung, viel weniger den Muth einer solchen aufzuweisen gehabt haben. Auf diese Art entbehrt die Oeffentlichkeit allen Gehalt und vermag keine gleichmäßigen Schwingungen zu erlangen.

Aber erst durch diese gleichmäßigen Schwingungen, die alle Stände einer Nation durchzittern müssen, wird das geschichtliche Bewußtsein erweckt und wahrhaft gefördert werden. Die öffentliche Meinung freizugeben, d. h. eine freie Presse zu gestatten, ist die erste Bedingung dazu.

Ein Ausspruch Schellings.

Schelling soll in einer seiner letzten Vorlesungen gesagt haben: Liberalismus sei der Despotismus der Menge.

Diesem Ausspruch geht es wie vielen andern in der Welt, man kann ihn für abgeschmackt oder geistreich nehmen, je nachdem man sich aufgelegt fühlt oder für was man grade den Muth hat ihn auszugeben. Jedenfalls klingt er etwas vornehm, kurzweg, mit aristokratischem Accent. Nebenbei sieht er auch aus, wie eine philosophische Mausefalle, in welcher Speck für den Wiß aufgehangen worden ist.

Der Liberalismus ist der Despotismus der Menge. Aus diesem kleinen Sage wäre der noch kleinere zu entnehmen: die Menge ist immer liberal.

Es hat leider Zeiten in Deutschland gegeben, wo keine Menge vorhanden war, wo zwölf Köpfe eben nur zwölf, aber kein Dußend zählten. In diesen Zeiten hat in Deutschland kein Liberalismus

existirt. Wo dagegen, wie jetzt wieder, einmal eine Menge sich gebildet hat und fortwährend bildet, d. h. wo ein Ineinandergehn des Einzelnen in das Ganze stattfindet, da muß nothwendiger Weise der Liberalismus entstehen, d. h. das Bedürfniß fortrückender, stets sich weiter entwickelnder Bervollkommnung der Rechte, der Gleichheit und der Freiheit.

In der Menge liegt die Nöthigung liberal zu sein, weil sie sonst als Menge nicht bestehen kann, sondern in Sekten, Stände, Kasten zerfallen muß. Die Menge ist der See, der sich bildet, wenn die cingedammten Ströme dieser Sekten, dieser Stände, dieser Kasten mehr oder minder gewaltsam ausbrechen und in einander fließen. In der deutschen Reformation und in der französischen Revolution haben wir zwei großartige Momente der Weltgeschichte in der sich die Menge auf diese Weise gebildet hat.

Insofern aber also in der Menge die Nöthigung zum Liberalismus liegt, insofern kann man allerdings in gewisser Hinsicht sagen: der Liberalismus sei der Despotismus der Menge, oder, wie der Ausspruch loyalen gethan werden könnte: der Despotismus der Menge ist der Liberalismus.

England und Frankreich haben durch ihre Revolutionen die Menge als Menge in den Staat aufzunehmen gewußt, dagegen hat Deutschland durch seine Reformation dies vollständig nicht zu Stande zu bringen vermocht. In Deutschland steht die Menge noch theilweis außerhalb des Staats, d. h.

die Menge ist als Menge nicht vollkommen anerkannt in ihm, so lange ihr die freie Presse, die öffentliche Meinung, die Publicität noch vorenthalten wird. So lange der Staat, sich gegenüber, der Menge keine Macht einräumt, so lange ist die Menge als nicht ganz und organisch in das Fleisch und Blut des Staatskörpers aufgenommen zu betrachten.

Wenn auf diese Weise aber also: der Liberalismus der Despotismus der Menge zu nennen wäre, so wäre umgekehrt mit eben so viel Recht: der Despotismus der Liberalismus des Staats zu heißen.

Aussprüche, Sentenzen, Redensarten sind oft wie Wetterfahnen, es kommt drauf an, von wo der Wind herweht, um ihre Richtung anzugeben. Ich hätte um Alles gewünscht, Schelling diesen Satz selbst aussprechen zu hören. Im Ton, mit dem dies geschehen wäre, würde es mir leicht geworden sein, den Wind zu spüren. So aus dem bloßen überlieferten Satze hat das seine Schwierigkeit, vielleicht sogar seine Unmöglichkeit. Es fällt mir daher auch gar nicht ein, dem Satze in Schellings Sinne diese oder jene Deutung unterlegen zu wollen, sondern es ist allein meine Absicht diesen Satz, wie einen Ball, hin und her zu werfen und wenn nichts weiter, so doch wenigstens darzuthun, daß er rund ist und daß sich auf der Billardfläche der Reflexion ganz vortrefflich Partie damit machen läßt.

Der Liberalismus ist der Despotismus der

Menge. Bei diesem Despotismus fragt es sich nun ob Despotismus gemeint ist, von dem die Menge selbst zum Liberalismus gezwungen wird (und dies wäre der vorhin erörterte Fall) oder ob Despotismus, mit dem die Menge zum Liberalismus zwingt oder zwingen will.

Nimmt man hierzu das Verhältniß der Menge zum Staat, wie ich es oben entwickelt und wie es in Deutschland nun einmal besteht, so würde mit dieser letzteren Deutung auf nichts anderes, als auf den Keim einer kommenden Revolution hingewiesen sein. Schelling würde also auf diese Weise seinen Ausspruch als Warnung für den Staat aufgestellt haben und am Liberalismus zum Denunzianten geworden sein.

Es ist nicht zu leugnen: Liberalismus kann ebensowohl der Anlaß als die Auflösung, die Ursache als die Folge einer Revolution sein. Das Letztere gewiß und jeder Zeit, das erstere aber doch nur dann, wenn der Staat mit Gewalt verhindern will, daß sich eine Menge und dadurch der Liberalismus bilde. Die einmal gebildete Menge und der dadurch einmal zu Stande gebrachte Liberalismus aber kann, auch wenn er wie es in Deutschland doch der Fall ist, nicht im Staate vollständig anerkannt wird, nie und nimmer zur Revolution ausarten, weil die Menge und der Liberalismus ja schon an und für sich das Produkt einer Revolution sind, d. h. das Zusammenströmen, der Ausbruch

aller Klassen zu dem Vereinigungspunkt, wo das Bedürfniß und das Bewußtsein einer allgemeinen Fortentwicklung des Rechts, der Gleichheit und der Freiheit sich zu erzeugen gezwungen ist.

Auf einen solchen Vereinigungspunkt ist Deutschland nun freilich mehr als jemals eben in gegenwärtiger Zeit hinaufgetreten, aber deswegen sollte man auch mehr als je eben den Liberalismus als Auflösung und Zerstreuung revolutionärer Stoffe anzuerkennen nicht versäumen. Nur der Liberalismus konnte und kann Deutschland vor einer Revolution bewahren.

Der Liberalismus ist der Despotismus der Menge. Es wäre noch eine dritte Deutung des Satzes möglich, nämlich die: der Liberalismus sei der Despotismus für die Menge; der Despotismus den entweder die Menge durch ihren eigenen Liberalismus auf sich ausüben oder der durch den Liberalismus des Staates auf sie ausgeübt werden kann. Im erstern Falle wäre die Menge dann der Sklave seiner eigenen Freiheit, im zweiten aber der Dürpste des Staats. Den Satz auf eine dieser beiden Arten ausgelegt, würde Schelling als Spottenden, als Moqueur erscheinen lassen.

Weder diese noch eine frühere Deutung will und darf ich dem Ausspruch Schellings, wie ich vorher schon bemerkt unterzulegen mich berufen fühlen, interessant wäre es aber jedenfalls von ihm selbst oder einem geeigneten Forscher zu erfahren, zu wel-

cher Schelling sich zu bekennen die Absicht haben könne, dürfe oder wolle. Früher oder später wird eins von beiden gewiß auch einmal geschehen, hier ist, da der Ausspruch Aufsehen zu erregen beginnt, nichts weiter geschehen, als daß er, als eine gefundene Stecknadel, aufgehoben und festgesteckt worden ist. Es reiße oder riße sich daran, wer da will.

Frau Kratzfuß.

Hennlein, um dich satt zu machen,
Hennlein, wie viel brauchst du dann?
„Wenig nur: ich bin genügsam,
Schmiegsam, fügsam;
Doch gestatte mir, gestatte,
Daß ich fragen, fragen kann.“

Einen Scheffel Weizen geb' ich:
Aber laß dein Krazen dann.
„Einen Scheffel? ei behüte!
Zu viel Güte!
Doch gestatte mir, gestatte,
Daß ich krazen, krazen kann.“

Um dein Krazen ganz zu lassen,
Fordre, wie viel willst du dann?
„Sei's ein großer voller reicher
Weizenspeicher,
Doch gestatte mir, gestatte,
Daß ich krazen, krazen kann.“

Dies ist eine Fabel und eine sehr schöne eben-
ein. W. Wackernagel ist ihr Verfasser und sie
ist schon mehrfach abgedruckt. Ich hätte zwar ebenso
gut die Fabel erzählen können von der „Ellengröße“
die ebenfalls sehr schön, oder die vom „Fuchs und
vom Raben“ die noch viel besser ist, aber der „Frau
Krazenfuß“ hab' ich doch den Vorzug geben müssen.

Welch' ein herrlicher Charakter ist diese Frau
Krazenfuß! Ach Gott, und es liegt so viel deutsche
Wehmuth darin. Ich muß immer gleich weinen,
wenn ich an sie denke.

„Doch gestatte mir, gestatte,
Daß ich krazen, krazen kann.“

Krazen ist ihre Leidenschaft; es ist nichts in der
Welt, was ihr über das Krazen ginge. Und so ge-

nügsam ist sie, schmiegsam, fügsam. Wer erkannte sie nicht, das treue, deutsche Blut? Alles kann sie ertragen: Hunger, Durst, Knechtschaft, sogar Glück und Reichthum, aber fragen muß sie können, fragen. Ich bin versichert, sie hält's im Himmel nicht aus, wenn sie nicht fragen kann.

Ach Gott, ich kenne eine Menge solcher Frauen Kragefüße. Sie fragen immer: sie fragen mit ihren Gedanken, mit ihren Redensarten, mit ihren Augen, ihren Ohren, mit ihren Grundsätzen und ihrem Gewissen; sie fragen sogar mit ihren Rockschößen.

Kragen! Es ist so ein harmloses Vergnügen! Ich möchte wissen, wer in der obenangeführten Fabel der Jemand ist, der das arme Hännlein um ihr Kragen bringen will. Wahrhaftig, es muß ein recht schlechter Mensch sein, ein Mensch der vor nichts eine Ehrfurcht hat. Der Frau Kragefuß das Kragen abgewöhnen wollen, so mir nichts, dir nichts! Es ist empörend, es ist himmelschreiend, es ist wider die ewigen Gesetze der Natur. Wenn Frau Kragefuß keine Deutsche wäre, sie proklamirte eine Revolution darüber. Weil sie aber eine Deutsche ist, so bleibt sie ganz ruhig, ganz gelassen dabei und

— — fragt.



Etwas über Gedanken.

Zuerst mitgetheilt in der „Zeitung für die elegante Welt“ No. 34. 1843., und auf vielseitiges Verlangen von Nichtabonnenten dieser Zeitung hier nochmals abgedruckt.

Ich will, weil ich es versprochen habe und das Versprochene zu halten pflege, etwas schreiben; es ist nur das Unglück, ich weiß noch nicht was. Aber es thut nichts, ich weiß mir zu helfen; ich will, da ich keine Gedanken habe, über Gedanken schreiben; das ist das beste Mittel und zugleich das glücklichste, denn ein Schriftsteller schreibt über nichts so trefflich, als über das, was er nicht hat. Hippel über die Ehe, Milton über das Paradies, Börne über die Frauen, Petrarca über die Laura, Heine über sein Vaterland und Voltaire über die Philosophie.

Ein Gedanke aber, um zur Sache zu kommen, ist ganz wie ein Mensch und hat seine Lebensart.

Es giebt Gedanken, die sich wie Flegel benehmen, die Ellenbogen auf den Tisch legen und mit den Füßen Alles über den Haufen werfen. Es giebt andere, die so zierlich thun, daß man ihnen an den Manschetten ansehen kann, sie haben Alberti's Komplimentirbuch gelesen.

Ein gedrucktes Buch ist wie ein Reich der Gedanken: es hat Handwerker und Gelehrte, Bürger und Rathsherrn, ehrliche Leute und Spießbuben, seidenrauschende Jungfrauen und lumpige Bettler, schöne Gestalten und Krüppel, wüste Gesellen und lustige Dirnen. Der Verstand ist die Polizei darin, die Reflexion der Straßenseger, und die Erfahrung geht verschossene Lumpen und zerbrochene Scherben darin suchen. Lieb' und Haß begegnen sich manchmal, und unter lachenden Augen wohnen nicht selten weinende Herzen.

Es ist eine Kunst, mit Gedanken umzugehen, und wie Knigge einen „Umgang mit Menschen“ geschrieben, so möchte ich einen „Umgang mit Gedanken“ schreiben. Dieser Umgang mit Gedanken würde besonders den Schauspielern nützlich sein können, denn die Wenigsten von ihnen verstehen sich mit Gedanken abzugeben. Seydelmann war groß darin, er fand sich mit jedem Gedanken zurecht, wenn auch dann und wann nur auf diplomatischem Wege. Auch Fanny Elsler versteht das, sie behandelt alle Gedanken mit Anmuth. Auguste Crelinger beherrscht sie, sie müssen ihr alle gehorchen.

Charlotte v. Hagn tändelt mit ihnen und neckt sie; mit den flachen geht sie galanter um, als mit den tiefen. Die Schröder-Devrient behandelt die Gedanken genial, und Moriz Rott mit Begeisterung, wenn auch manchmal mit blinder. Eduard Devrient becomplimentirt sich mit ihnen, ohne doch jemals mit ihnen vertraut zu werden. Herrmann Hendrichs geht oft zu scheu mit ihnen um, Louis Schneider aber immer zu burleskos; Emil Franz manchmal zu schroff, aber Bauer immer gesund und mit treuem Herzen. Hulda v. Cavallette verhätschelt sie manchmal ein wenig und Clara Stich thut oft ein Bißchen schnippisch mit ihnen, doch steht's Beiden an. Amalie Wolff behandelt sie immer mit Anstand und Würde; Franz v. Cavallade immer mit Hingebung, freundliche und gutmüthige Gedanken aber meist glücklicher, als tragische. Gern maltraitirt sie oft, und Rütbling schraubt sie manchmal, wenn auch selten ohne Humor oder doch wenigstens glückliche Laune. Grua erfaßt sie mit Lust, manchmal zu stürmisch. Grunert behandelt sie flug, wie Einer, der von ihnen was will, Döring mit Stolz, wie Einer, der ihnen was bringt. Die Haizinger steht mit allen Gedanken auf gutem Fuße; sie ist mit den traurigen traurig und mit den lustigen lustig, für die flugen hat sie den Wig, für die guten das Herz, und den schwachen bißt sie mit ihrem Talent. Wilhelmine Werner ist human gegen

Gedanken und Bertha Unzelmann oft etwas frankhaft, stets aber sinnig. Beckmann duzt sich mit allen lustigen; er ist vertraut mit ihnen oder macht wenigstens schnelle Bekanntschaft mit ihnen. Gar viele aber endlich haben noch nie einen gesehen, und ich könnte sie duzendweis nennen.

Aus diesem kleinen Programm, das ich hier flüchtig entworfen, werden meine Leser und Leserinnen sehr leicht ersehen können, daß ein Werk: „Der Umgang mit Gedanken“, eben kein überflüssiges wäre.

Mit Menschen umzugehen ist eine Kunst, mit Gedanken in der That gar nichts geringeres. Ein Gedanke ist so vielseitig, wie ein Mensch; es sieht ihn ein Jeder mit andern Augen an. Hier wird er gelobt, dort wird er getadelt; hier preist man sein Herz, dort schilt man sein Gemüth; hier wird er geliebt, dort wird er gehaßt; hier wird er verstanden und dort wird er's nicht. Den meisten Gedanken geht es wie den meisten Menschen: man merkt erst ihr Dasein, wenn sie gestorben sind. Viele leiden an Fieber, an Wechselfieber und Gallenfieber, an Wasser-, Schwind- und Gallsucht, an Brustschmerz und Magendrücken; manche sind von den Blattern entsetzt, sind bucklig oder sie schielen. Gedanken haben auch alle Laster und alle Tugenden der Menschen. Sie können wüth oder keusch, geizig oder verschwenderisch, prablerisch oder bescheiden, lügenhaft oder wahr, stolz oder demüthig, gut oder verderbt sein. Gedanken haben auch Moden. Ein Gedanke von

1640 sieht anders aus, als einer von 1740, und einer von 1840 anders, als beide. Es giebt Gedanken, die mit Zopf und mit Krückstock gehen, andere, die Perücken tragen und gepudert sind; es giebt welche, die einen Tituskopf tragen, und andere, die malcontent geschoren sind. Ein Gedanke kann auch alle Sprachen der Welt erlernen und alle Länder der Erde durchreisen. Es giebt unter den Gedanken Touristen, die zu ihrem Vergnügen reisen, andere, die in Sachen der Wissenschaft reisen. Viele fahren in Karossen und haben Diener und Jäger, andere wandern zu Fuß und betteln sich durch. Vielen geht's wohl in der Fremde, manche sterben am Heimweh, besonders die Deutschen.

Ein Gedanke ist, wie gesagt, wie ein Mensch, der Stil ist seine Lebensart, sein *savoir vivre*, das Wort sein Kleid und die Sprache sein Thun, überhaupt seine Thaten. Weil aber der Gedanke wie ein Mensch ist, darum versteht ihn der Mensch so wenig. Der Mensch kennt sein ganzes Geschlecht genauer, als seinen Nachbar und sich selbst; er kennt auch das Denken an und für sich viel besser, als den bloßen Gedanken. Das zeigt uns die Philosophie.

Es giebt Menschen, die die Gedanken nur vom Hörensagen kennen, und Andere, die nur alle Jahr einmal zu ihrem Geburtstag welche zu Kaffee und Kuchen bitten. Es giebt Leute, die immer in Gedanken sind und nie einen haben, Andere, die immer bedacht oder bedenklich sind, und doch nie zu einem

kommen. Ja, es gibt Leute, die alle Dinge der Erde zu denken im Stande sind, nur keinen Gedanken. Es gibt aber auch Leute, die ganze Waarenlager von Gedanken auf dem Markte der Welt zum Kaufe ausbieten und dabei so von Grund aus uneigennützig sind, daß sie nie einen für sich in die Tasche stecken.

Solcher uneigennütziger Leute gibt es viele unter den Schauspielern. Sie sagen immer, was sie denken, in ihren Rollen nämlich, aber sie denken nicht, was sie sagen. Ein Gedanke ist ihnen wie ein Gefäß ohne Henkel, sie wissen selten, wie sie ihn angreifen sollen. Ungeschickt aber werden die meisten Gedanken von ihnen angegriffen, denn sie machen keinen Unterschied zwischen ihnen. Einen Gedanken von Shakespeare fassen sie ebenso an, wie einen von Goethe; einen von Calderon ebenso, wie einen von Schiller; einen von Racine, Molière oder Scribe ebenso, wie einen von Kleist, Immermann oder Raupach, und einen von Holberg oder Goldoni ebenso, wie einen von Müllner, Halm, Grillparzer oder Rosgebue. Hier sind wieder Seydelmann, die Crelinger, die Wolff, Döring und die Hainzinger durchaus als Muster vorzuschlagen. Auch Charlotte v. Hagn in Lustspielen. Sie haben für alle verschiedene Gedanken ein besonderes Auffassungsvermögen. Sie reproduziren die Lebensart der Gedanken und geben die ihrigen dabei auf.

Ein Werk „Ueber Umgang mit Gedanken“

müßte nun eben ein Leitfaden sein, der zu einer rechten und jedem Gedanken zukommenden Auffassungsweise hinzuleiten vermöchte. Er müßte die Zeichen und Merkmale angeben, an denen das Vaterland und die Geburtsstadt eines Gedankens zu erkennen sei, und wie man einen solchen oder einen andern gewöhnlich zu behandeln pflege. Er müßte angeben: diesen Gedanken so und jenen anders zu nehmen, kurz, er müßte die Lebensart eines jeden Gedanken offenbaren und klar legen: daran erkennt man einen spanischen, daran einen französischen, daran einen Shakespeare'schen, daran einen Goethe'schen Gedanken; daran einen königlichen, daran einen bettlerhaften, daran einen klugen, daran einen dummen. Den speichelleckerischen am langen Athem und der seidnen Schnauze, den philisterhaften am watschelnden Gange und dem Tabackögeruch, und den feigen an den vielen Worten, hinter denen er sich zu verstecken und zu verschanzen sucht. Diesen behandelt man so und jenen behandelt man anders. Den muß man läspeln, den muß man schreien, den muß man sagen, den muß man reden, den muß man seufzen, den muß man weinen, den muß man sehen, den muß man hören, den muß man ahnen, den muß man fühlen und den muß man schweigen. Die schweigenden Gedanken sind die tragischsten und die am schwierigsten lauzufassenden. Es sind die Ahnfrauen im Hause der Kunst, sie sprechen nur einmal und zwar den Tod.

Weil aber mit dem Tode alle Gedanken ein Ende haben, so will ich diese gute Gelegenheit benutzen und damit schließen, denn der Tod ist der beste Schluß, und immer neu, weil er Jedem nur einmal kommt.

Das Hochzeitständchen.

Hierzu die Illustration.

Oben beim Schmause
Da sitzt die Braut,
Und drunten vor'm Hause
Da hebt es sich laut:
Da gibt es ein Gellen
Von Geig' und von Flöt',
Von Pauk' und von Schellen,
Von Pfeif' und Trompet'.

Der Geiger :

Zu manchen schönen Nächten
Stand ich wohl hier vor'm Haus
Und blieb auch in den schlechten
Wohl nie und nimmer aus.
Ich hab' manch' Lied gesungen
Zu deiner großen Ehr,
Daß weit es hat geklungen,
Nun klingt es nimmermehr.
Du hast mein' Lieb' zertreten
Und auch mein Herz dazu,

Nicht fluchen kann's, nicht beten
Und hat auch keine Ruh.

Oben beim Schmause
Da sitzt die Braut,
Und drunten vor'm Hause
Da hebt es sich laut:
Da gibt es ein Gellen
Von Geig' und von Flöt',
Von Pauk' und von Schellen,
Von Pfeif' und Trompet'.

Der Flötenspieler:

Den Hof that ich dir machen
Wohl manche liebe Stund',
Nun ist mir's recht zum Lachen
Bis in der Seele Grund.
Du ließ'st den Mund Dir küssen
Und sprachst: ich lieb' dich recht!
Nun kann ich's besser wissen
Und wünsch': ich wüßt' es schlecht.
Doch will ich mich nicht grämen
Ich, lust'ger Studie,
Ich will 'ne And're nehmen,
Der mach ich's ebenso.

Oben beim Schmause
Da sitzt die Braut,

Und drunten vor'm Hause
Da hebt es sich laut:
Da gibt es ein Gellen
Von Geig' und von Flöt',
Von Pauf' und von Schellen,
Von Pfeif' und Trompet'.

Der Paukenschläger:

Die Pauke thu' ich schlagen
Wohl recht in grimmer Wuth,
Daß sie der Welt soll sagen
Was mich so pauken thut.
Ich that so viel dir schenken:
Mein Herz, mein' Hof, mein Haus,
Nun muß mich's bitter kränken,
Daß ich so leer geh' aus.
Ich wünsch: es spräng' in Stücke
Wie jetzt die Pauf — die Welt!
Was soll ich ohne Glücke
Und Herz und Gut und Geld?

Oben beim Schmause
Da sitzet die Braut,
Und drunten vor'm Hause
Da hebt es sich laut:
Da gibt es ein Gellen
Von Geig' und von Flöt',
Von Pauf' und von Schellen,
Von Pfeif' und Trompet'.

Der Schellenschläger :

Ei Schellen thut nur schellen,
Schellt alle Thrän'n heraus,
Die mir im Herzen quellen
Wohl mehr als hunderttauf.
Sie war so Glanz umwoben
Mir wie ein Heil'genbild,
Nun ist es ganz zerstoßen,
Ihr Kranz, der raschelt wild.
O Lieb', o Lieb' thu fahren,
Ich geb' dir das Geleit. —
Gott Herr mag mich bewahren,
Mir springt mein Herz vor Leid

Oben beim Schmause

Da sitzet die Braut,
Und drunten vor'm Hause
Da hebt es sich laut:
Da gibt es ein Gellen
Von Geig' und von Flöt',
Von Pauk' und von Schellen
Von Pfeif' und Trompet'.

Der Pfeifer :

Mein' Pfeif' recht herzhaft pfeife
Und pfeif' den hellsten Ton,
Daß er an's Herz ihr greife
Recht wie zu Schand' und Hohn.

Sie hat mich sehr betrogen
Als ich sie hielt im Arm,
Sie hat mir arg gelogen
Als ich sie küßte warm.
Dafür will ich nun pfeifen
Die Nacht vor ihrem Haus,
Und um der Erde Reifen
Ihr' Untreu bringen auß.

Oben beim Schmause
Da sitzt die Braut,
Und drunten vor'm Hause
Da hebt es sich laut:
Da gibt es ein Gellen
Von Geig' und von Flot',
Von Pauk' und von Schellen
Von Pfeif' und Trompet'.

Der Trompeter:

Die Trompet' thu ich blasen
Und blas' sie hell darein,
Ich laß die Andern rasen
Und lach' in mich hinein:
Ich hab' ihr' Lieb' genossen
Bei Tag und auch bei Nacht,
Wir waren eingeschlossen
Gar heimlich oft und sacht.
Ihr Bräut'gam darf's nicht wissen
Und Niemand ist, der's weiß:

Ihr Kränzlein ist zerrissen
Und ich hab' ihren Preis.
Die Trompet' thu ich blasen
Und blase hell und klar,
Wo anders muß ich grasen,
Ich lustiger Husar.

Oben beim Schmause
Da sitzt die Braut,
Und drunten vor'm Hause
Da hebt es sich laut:
Da gibt es ein Gellen
Von Geig' und von Flöt',
Von Pauk' und von Schellen,
Von Pfeif' und Trompet'.

Der Bräutigam that küssen
Zur Stunde seine Braut
Und mocht' es gar nicht wissen:
Es hat ihm still gegraut.

Rothkäppchens Wiedergeburt.

Epilog zum „Rothkäppchen“ von Ludwig Tieck. *)

Scene:

vor dem Hause der Großmutter; Hanne tritt mit einigen Leuten aus dem Dorfe auf.

Hanne.

Ach, liebsten Leut', habt ihr's vernommen?
Rothkäppchen ist um's Leben gekommen.

*) Bei Dr. Theodor Mundt ward an einem Gesellschafts-Abend, auf einer kleinen, sehr geschmackvoll und allerliebſt eingerichteten Bühne Ludwig Tieck's „Rothkäppchen“ zur Aufführung gebracht, das ſich der freundlichſten Aufnahme zu erfreuen gehabt. Wenn nun die Darſtellungen der klaſſiſchen Griechen-Dramen und des Shakeſpeare'schen „Sommernachtstraums“ ein Moment in der modernen Theaterwelt geweſen, ſo rechnen wir es uns zum Stolz an andererſeits mit dem in Scene ſetzen dieſes deutſchen Märchens ebenfalls das Vorurtheil der Unauſführbarkeit, mit dem man dieſe Richtung

Der garstige Wolf, der Rationalist,
Der jede duftige Blüthe frist,
Die uns der Glaube, die Liebe, die Poesie
In unserem Dasein zur Lust verlieh,
Der hat sie gefressen mit Haut und Haar,
Die uns ein Stolz und Hoffnung war.
Ach Gott, sie sprach so klug und dreist,
Es lag in ihr ein besonderer Geist;
Sie konnte nicht Unrecht sehn noch erfahren,
Sie wollt' alle Welt vor Irrthum wahren,
Vor Aberglaub' und vor Tyrannie.
Ach Himmel, und war noch so jung dabei!
Was wär' sie erst worden in älteren Jahren!

Bauer.

Ein naseweis' Ding, wie sie gewesen.
Kommt' kaum noch im Abcbuch lesen
Und that, als hätt' sie mit Löffeln gefressen
Die Weisheit, die andern nur kärglich gemessen,
Bei ihr galt nicht Alter, Erfahrung und Lehr,
Kein Ansehn nicht und was sonst es wär',
Sie wollte nur Alles besser verstehn,
Sollt' Alles nach ihrer Nase gehn. —

des Drama's belegt hatte, besiegt und zunicht gemacht zu haben. Um aber den Standpunkt, von dem aus wir unsere Aufführung betrachtet wissen wollten, anzugeben ward mir der ehrende Auftrag zu Theil einen passenden Epilog dafür zu verfassen, was denn auf obige Weise geschehen ist.

Ich sah sie im Wald, ich hab's prophezeit,
Aber mir waren die Worte nur leid,
Die ich ihr sagt', denn sie hörte nicht drauf:
Nun hat das Schicksal halt seinen Lauf.

Hanne.

Geht nur und laßt eu'r Schimpfen und Schmählen,
Ihr seid so eine von den ledernen Seelen,
Ihr laßt nur gelten, was alt und grau
Und schon seit Jahrhunderten steht zur Schau;
Was neu sich regt und sich will gestalten,
Das wollt ihr nur Alles für Firtlesanz halten. —
Ach, seht, da kommt der Hund gegangen
Das treue Thier, wie's die Ohren läßt hängen!
Es geht ihm zu Herzen, er hat seine Noth.

Hund, (tritt auf.)

Ach Gott, ach Gott, Rothkäppchen ist todt!
Das liebe Kind, das mit süßen Händen
Mir manchen saftigen Bissen that spenden!
Ich bin so betrübt, ich kann es nicht sagen,
Es schlägt mir gewiß der Gram auf den Magen,
Ich fühl's schon, ich werde auf einige Wochen
Verzichten müssen auf jeden Knochen.
Ich hatte mir einen im Garten vergraben,
Den muß ich nun lassen den Geiern und Raben. —
Doch, lieben Leut', will mirs gelingen,
So werd' ich den Tod hübsch in Verse bringen.
Ihr wißt es ja, das ist meine Sach',
Daß ich über Alles gleich Verse mach',

Ich will sie auch recht kläglich erfinnen,
Unserm allergnädigstem Herrn selbst sollen durch-
lauchtige Thränen entrinnen.

Hanne.

Seht, da kommt der Jäger aus dem Haus.

Jäger (tritt heraus.)

Es ist halt richtig, 's ist mit ihr aus.
Mit Haut und Haar, mit Käppchen und Kragen
Hat sie der Wolf in seinem Magen.
Wir mögen's machen, wie wir woll'n:
Rothkäppchen ist und bleibt verscholl'n!

Einige von den Leuten.

Wir mögen's machen, wie wir woll'n:
Rothkäppchen ist und bleibt verscholl'n!

Geist (erscheint.)

Das soll sie nicht; sie soll erstehn
Und lebend wieder unter euch geh'n.

Hanne.

Ach Himmel, was ist das?

Geist.

Ich bin ein Wesen
Aus Wort und That der Zeit zu lesen.
An jedem Ort, in jedem Thun und Lassen
Ist meine Spur zu finden und zu fassen.

Heil denen, die mit Lieb' und Lust
Mich schließen tief in ihre tiefste Brust.
Weh aber denen die in blindem Wahn,
Auf schlimmen Wegen, auf verkehrter Bahn,
Wir auszuweichen, zu entchlüpfen suchen —
Die Welt wird ihnen, die Geschichte fluchen!
Ihr aber, daß ihr wißt und kennt,
Wie man mich heißt, wie man mich nennt,
Erfahrt, daß ich in Lust und Leid
Bin: das Bewußtsein dieser Zeit.
Der Zeit, die frisch und kühn zu regen
Beginnt die Fitt'che, die gelähmt gelegen
Manch langes, schläfrig hingedehntes Jahr,
Wo keine Sehnsucht nach der Freiheit war,
Nach keinem Vorwärts, keinem Weiterstreben!
Nun hebt sich neu ein neues Leben,
Und wie drum auch sich Feinde brüsten
Und sich zu Kampf und Streite rüsten,
Sie werden elend unterliegen,
Die neue Zeit wird endlich siegen.
Geht hin, ihr Leut, in schnellem Lauf
Und reißt dem Wolf den Ranzen aus,
Nothkäppchen wird dann frisch entsteigen
Und sich gesund und fröhlich zeigen.
Es soll der rationale Geist
Nicht tödten, was die Schönheit heißt
In Glauben, Lieb' und Poesie!

(verschwindet.)

Bauer.

Ach Himmel, mir zittern beide Knie!
Ich muß nur gleich zu Bette liegen,
Ich werde gewiß das Fieber kriegen.
(abgehend.)

Ach Gott, ach Gott! 'Ne neue Zeit!
Da ist das End' der Welt nicht weit!

Saune.

Kaum traue ich, daß es wirklich war,
Und doch ist Alles hell und klar.

Jäger.

Last das Zittern und das Zagen,
Kommt nur mit, wir müssen's wagen.
Alle in das Haus der Großmutter hinein,
nur der Hund bleibt zurück.

Hund.

Eine neue Zeit soll kommen. Mir schon recht
Ich stand mich bei der alten zwar nicht schlecht:
Es gab viel Schlachten zu feiern, viel leckere Feten
Und überall war ich als Säng' gebeten,
Die Sach' zu verherrlichen durch ein Gedicht;
Es bracht' mich in keine Verlegenheit nicht,
Ich war auf Alles schon eingerichtet.
Nun muß ich mich, kann es nicht ander's gehn,
Um den Mantel nach dem Winde zu drehn,
Mit etwas freisinnigern Worten versehen.

Mir ist, als sei so 'was im Schiller gewesen,
Ich muß den alten Schweden doch wieder 'mal lesen.

Man hört drinnen im Hause rufen:
Ach Himmel, da ist sie! Sie lebt! Sie lebt!

Sund.

Horch! Was sich da für ein Lärmen erhebt!
Rothkäppchen kommt mit den Uebrigen aus
dem Hause heraus.

Hanne.

Ach welch' eine Freude, welch eine Wonn'!
Rothkäppchen kam mit dem Leben davon.
Der gute Geist hat uns wahr verheissen,
Wir wollen ihn Alle von Herzen preisen.

Rothkäppchen.

Ei Hanne, sage was soll das bedeuten,
Daß du dich so toll geberd'st mit den Leuten?
Was ist euch denn? Sag', was das heißt,
Daß du sprichst von einem guten Geist.

(sinnend.)

Ich weiß nicht, mir ist es, als wie im Traum,
Ich fühl' und empfinde mich selber kaum.
Es ist, als wär' was mit mir vorgegangen,
Ich hab' ein Ahnen, ich hab' ein Bangen,
Als würde jetzt auf der weiten Erden
Auf einmal Alles ganz anders werden.

(begeistert und verflärt.)

Wir ist es, als müßt' ich nun fort und fort,
Ueber die ganze Welt und an jeden Ort,
Und müßt es rufen und müßt es sagen:
Es beginnt eine neue Zeit zu tagen!

Geist.

Rothkäppchen!

Rothkäppchen.

Wer ruft?

Geist.

Rothkäppchen!

Rothkäppchen.

Wer ruft?

Geist.

Rothkäppchen!

Rothkäppchen.

Wer ruft!

Geist.

Das Bewußtsein der Zeit!
Komm, folg' mir, mit mir zu schweifen
Rings um der Erde blühende Reifen,
Der Welt zu sagen und zu verkünden,
Daß trotz ihrer Greuel und ihrer Sünden
Die Stunde wird kommen, die Stunde wird naht,
Wo die Völker einziehen in Kanaan.

Nothkäppchen (der Stimme des Geistes
nachgehend.)

Ich folge! Ich folge! Fahrt wohl, ihr Leute,
Gespielen, fahrt wohl! fahrt wohl!
Lieb' Vater, lieb' Mutter, die grüßt mir schön,
Ich muß hinaus in die Welten gehn!

Die versammelten Leute sehen ihr staunend
nach, der Hund tritt in den Vordergrund
und spricht zum Publikum gewendet:

Bau bau bau bau,
Die Zeit ist arm an Spaß,
Zur Heiterkeit versucht sie dies bald das!
Bau bau bau bau,
Die freie Märchenlust
Des Dichters, nehmt sie hold an Eure Brust!
Bau bau bau bau,
Und laßt's uns arme Thiere nicht entgelten,
Wenn Ihr an unserm Spaß find't was zu
schelten!
Bau bau bau bau,
Gute Nacht!

Berliner Papilloten.

Als sich neulich in Berlin ein Improvisator öffentlich produzierte und das versammelte Publikum um Aufgaben ersuchte, rief Jemand: „Deutschland.“ Et! zischte ein Anderer. „Nichts“ rief ein Dritter. Et! zischte wieder der Vorige, das ist ja ein und dasselbe. — Man weiß nicht, soll man weinen oder lachen.

Ein Lehrer des hiesigen J.....r Gymnasiums heirathete seine Köchin, worüber die übrigen Herren Lehrer so erbittert waren, daß sie sich nicht eher zufrieden gaben, als bis der erstere um seinen Abschied eingekommen. O Vorurtheil und neunzehntes Jahrhundert! „Sie denken doch nicht etwa, ich dächte.“

Einem Kritiker — wie heißt er doch? — begegnete neulich ein Herr, — wie heißt er doch? —

der die Schauspielerin, — wie heißt sie doch? — hatte heirathen wollen, später aber davon zurückgekommen war. — Lieber Himmel, fragte der Herr — wie heißt er doch? — warum haben Sie denn unsere — wie heißt sie doch? — so mit genommen. Aus Mitleid, antwortete der Kritiker — wie heißt er doch? — weil Sie sie so haben sitzen lassen.

Meyerbeer hatte Fräulein Tuczef beim Einstudiren der Königin Margarethe von Valois in den „Hugenotten“ eine Menge ganz allerliebster Coloraturen, die sie denn auch vortrefflich zu singen versteht, zwischen die Linien ihrer Singpartie mit Bleistift gezeichnet. Als Fräulein Tuczef ihre Urlaubsreise angetreten und die Rolle während derselben an Fräulein Marx abgegeben hatte, war Meyerbeer sehr erstaunt, als er die letztere keine dieser Coloraturen in Anwendung bringen hörte. „Mein Gott, sagte er, mein Fräulein, warum singen Sie nicht die Coloraturen, die Sie zwischen den Zeilen verzeichnet finden müssen?“ „Zwischen den Zeilen?“ fragte Fräulein Marx. „Ja, zwischen den Zeilen mit Bleistift geschrieben,“ fügte der Componist hinzu. „Mit Bleistift?“ fragte die Sängerin wieder, indem sie in's Heft sah. „Da seh ich keine,“ antwortete sie bald darauf, Meyerbeer die Blätter vor die Augen haltend.

Meyerbeer sah hin und sah auch wirklich keine; sie waren mit Gummi säuberlich ausgerieben.

„Gut, lächelte er, ich will Ihnen andere aufzeichnen.“ Als er sich aber anschickte sie wieder in's Hest einzutragen, rief Fräulein Marx hastig, ihm ein besonderes Stückchen Papier hinhaltend: „Ich bitte, Herr General-Musik-Direktor, zeichnen Sie mir die Coloraturen lieber hierher, jedem das Seine.“ — „Ja wohl, lächelte Meyerbeer, jedem das Seine,“ und zeichnete die neuen Coloraturen auf das besondere Blättchen.

Jedem das Seine!

Wie weit es die Reflexion eines Schauspielers bringen kann, zeigt folgendes Beispiel, das sich neulich auf einer kleinen Bühne ereignet und das mir ein Augenzeuge erzählt hat. Es werden die Räuber gegeben, und als Franz zu sagen hat: „Wenn Ihr krank seid, Vater — nur die leiseste Ahnung habt, es zu werden, so laßt mich — ich will zu gelegener Zeit zu Euch reden. Diese Zeitung ist nicht für einen gebrechlichen Körper“ zieht derselbe bei den letzten Worten die Hamburger neue Zeitung hervor und hält sie triumphirend dem Publikum über die Rampe des Orchesters hinaus.

„O, auch wir sind klug und weise,
Und uns betrügt man nicht.“

Neulich wird in der Kunsthandlung von Sachse in der Jägerstraße das Bild: „Christus consolator“ verlangt. Da es aber in dieser Kunsthandlung grade

nicht vorhanden ist, verspricht man es in einer Stunde zu schaffen, und schiebt deshalb, da man für den Augenblick niemand anders entbehren kann, den Ladenaufwärter in anderweitige Kunsthandlungen, um es aufzutreiben. Nach einer langen, langen Zeit kommt dieser endlich ganz erhist mit der Nachricht zurück: „Christus als Calculator“ sei nirgends auffindig zu machen.

In der Haude und Spener'schen Zeitung stand neulich folgendes abgedruckt:

(Eingefandt.)

Breslau. Bei meiner Durchreise von Warschau nach Berlin, habe ich in Breslau wirklich drei Vorstellungen erlebt, wie ich es hier nie gesehen, obgleich ich sehr viel hier bin. Eine Tänzerin von bereits ausgezeichnetem Ruf, die so liebenswürdige Fräulein Polin aus Berlin, hatte sich hier bereits solchen Beifall mit Herrn Gasperini zu erfreuen, daß das Haus immer ganz gefüllt war (was hier viel sagen will), und der lebhafteste Beifall und zwei- bis dreimaliger Hervorruf Ihnen zu Theil wurde, das am letzten Abende das ganze Theater mit Blumen überschüttet und mit dem Wunsche hierbleiben und wiederkommen verbunden wurde. Fräulein Polin trat auch in dem Genre-Bild: „Der Kurmärker und die Picarde“ an drei Abenden hintereinander auf, wo wirklich der

Beifall und die heitere Stimmung des Publikums so groß war, daß jede Beschreibung dem der Wirklichkeit nachstehen müßte. Es ist aber auch wohl nicht möglich, etwas Hübscheres und Vollkommneres darzustellen, als wie es hier die Frl. Polin durch ihr gutes Spiel und schönen Tanz Alles bezauberte, so daß man hier von nichts Anderem, als von dieser liebenswürdigen Erscheinung sprechen hört, die durch Hrn. Gasperini, der ein sehr graciöser, mit ungeheurer Leichtigkeit und Kraft begabter Tänzer ist, unterstützt wurde, der auch zugleich ein außerordentliches Talent bei Ausführung der Charakter=Pas bekundete. Die Direction, von dem Erfolge der acht Vorstellungen höchst befriedigt, fragte die Fräulein Polin, ob sie sich etwas zu erbitten habe, so würde es solche sehr gern erfüllen, und Fräulein P. machte den edlen Gebrauch davon, um Erhöhung der so niedrigen Gage einer Tänzerin vom hiesigen Ballet zu bitten, die ihre Mutter und ihre Familie zu ernähren hatte, und sie erhielt durch diese Bitte eine Erhöhung um die Hälfte. Wahrlich, ein solcher schöner Zug des Herzens des Fräuleins P., die sich hier beim Theater und überall solche Liebe zu erwerben gewußt, daß es unglaublich ist, und wie beruhigt kann dieselbe ihre Weiterreise nach Venedig fortsetzen, zum zweiten Male

die Triumphe zu feiern, die ihr schon im vorigen Jahre gespendet wurden. Möge sie uns bald wiederkehren.
v. J.

Kann man in der Kunst: Unsinn zu schreiben, mehr leisten, als hier geleistet worden ist? Gewiß nicht; ein Nürnberger Stehaufmännchen, wenn er schreiben könnte, würde sich logischer auszudrücken im Stande sein. Gutes, in Breslau auf der Durchreise von Warschau nach Berlin begriffenes v. J. es ist ein Unglück, daß dir der Schalk aus allen Taschen guckt und zum Verräther an dir wird. Wer kennt dich nicht? Wer hätte dich nicht noch gestern im Theater gesehen?

Aber die Sache ist fein angelegt, das muß man sagen. Er fürchtet, es könnte doch immer noch Winter werden — wer weiß — man muß Fräulein Polin erinnern — Warschau — und Schlafrock — O, wer merkte die zarte Anspielung nicht.

Geduld, Pappenheimer, Geduld!

Neulich zeigte Jemand in den Zeitungen: „M o s t r i c h für höhere Stände“ an. Demnach werden die höheren Stände wissen, wo Barthel den Most holt.



Hochmieten - Bromsfahrer

ODENUM

1871

Berliner
Stecknadeln

von

Feodor Wehl.

Zweites Heft.

Mit Illustrationen von J. Bohmer.

Berlin, 1844.

Verlag von A. Schepeler.

An die deutschen Dichter.

Ihr Dichter, seid nicht gar so sanft und milde,
Seid auch ein wenig kriegerisch und hart
Und sammelt euch zusammen im Gefilde,
Wo rauscht im Wind die flatternde Standart.
Thut um die Brust euch einen Harnisch stählern
Und an die Seit' ein Schwert von Damascen,
Daß, will dem Volk man Recht und Freiheit schmälern
Ihr mögt ein Wall zu seinem Schirme stehn.

Denn Recht und Freiheit sollt ihr euch erkiesen
Als helles, hohes, strahlendes Panier,
Gewappnet sollt ihr gehen her vor diesen
Und sollt sie halten als die höchste Zier.
Zu Ehren ihnen sollt ihr sing'n und sechten
Mit blanker Zunge und mit blankem Schwert,
Daß in die Seel' und Leiber aller Schlechten
Des Todes Waffe zwiefach tödtend fährt.

Singt nicht daheim gemeißelte Sonette
Und stille Lieder eurer Lieb' und Lust,

Wenn eurem Volk man eine ehrne Kette
Verstohlen schlägt um Arme, Händ' und Brust.
Seid wachsam auf wie Wächter auf den Zinnen
Und schaut mit Klarheit in das Weltgewühl,
Und neigt ihr träumend euer Haupt zum Simmen
So sei eu'r Schild euch eures Hauptes Pfühl.

Die Schönheit sei es, die eu'r Banner schwinde,
Wie eine Himmelsbraut so keusch und rein,
Und wenn im Siege die Fanfare klinge,
So soll der Bläser helle Wahrheit sein;
Die soll euch rufen, die soll euch verbünden
Vor Aller Ohr und Aller Angesicht,
Auf Bergeshöhen und in Thalesgründen,
Im Sonnenschein und bei der Sterne Licht,

O, deutsche Dichter treu zusammen euch schaaret
Und wie ein Ritterorden seht euch an,
Daß ihr dem Volke Recht und Freiheit waret
Und geht als Leuchte aller Welt voran,
Denn hohe Macht ward euch von Gott verliehen,
Daß ihr als Boten seines Willens geht,
Und wo ihr wandeln mögt und wo auch ziehen,
Da sollt ihr sein als Seher und Prophet.

Vor Kön'gen nicht und Herren sollt ihr singen,
Um Ehrenzeichen und um Gold und Lohn,
Vor Gott und Volk soll euer Lied erklingen
In reiner Absicht schlagend jeden Ton.

Was Kaiser's ist, sollt ihr dem Kaiser geben,
Und sollt nicht murren und dawider sein,
Doch will euch knechtend ein Tyrann sich heben,
So schlagt mit Wort und mit dem Schwert darein.

Und darum müßt ihr einen Harnisch tragen,
Und auch ein Schwert von gutem Damascen,
Dafß ihr für Alles, was eu'r Lied mag sagen
Beharnischt könnt als die Vertreter stehn.
Und darum seid nicht gar so sanft und milde,
Seid auch ein wenig kriegerisch und hart
Und sammelt euch zusammen im Gefilde,
Wo rauscht im Wind die flatternde Standart! —

Karl Nauwerck und seine „Berliner Blätter.“

Es machte mir Freude, als ich hörte, Nauwerck werde „Berliner Blätter“ herausgeben. Da wird der Ernst wieder einmal auftreten, dachte ich, der Ernst der Gesinnung. Dieser Ernst der Gesinnung wird schwerfällig sein, er wird dicke Stiefeln und einen Flausrock tragen, er wird mit dem Knotenstock in den Lüften fechten und dem Anstand auf der seidnen Schleppe herumtreten, aber es thut nichts, man wird ihn lieb haben, er wird treuherzig sein und ehrlich, er wird nur ungeschickt sein, aus lauter Herzhaftigkeit.

So weit ich Nauwerck kennen gelernt hatte, war ich überzeugt, daß er kein Schriftsteller sei und zum Schreiben kein Talent besitze. Sein Styl wird dann und wann die Füße auf den Tisch legen und seine eigenen Gedanken über den Haufen werfen, sein rechtes Bein wird oft über sein linkes stolpern und wenn er sich wird setzen wollen, wird er nicht selten neben dem Stuhl auf die Erde fallen.

Auf dies alles war ich vorbereitet und hatte ich ihm in voraus vergeben, denn der Ernst der Gesinnung sollte mich für alles das entschädigen.

Ich muß gestehen, ich hatte mir schon allerlei Zärtlichkeiten ausgedenkt, die ich ihm anthun wollte: ich wollte ihn liebkosen, herzen und küssen, ich wollte ihm gute Freunde zuführen, mit ihm gehen und reden, denken und sinnern, und auch weinen wollt' ich mit ihm, wenn es nicht anders sein könnte.

Wahrhaftig, ich hatte ordentlich eine Liebe für ihn, für diesen guten, ehrlichen Ernst der Gesinnung; es thut mir weh, daß ich sie jetzt wegwerfen muß, um dem Aerger den Platz zu lassen. Wirklich, die „Berliner Blätter“ ärgern mich; ich habe darin alle Winkel und alle Ecken durchsucht, ich bin in alle Mauslöcher und Maulwurfsbühgel der Rezension gekrochen, nirgends, nirgends hab' ich den Ernst der Gesinnung gefunden. Der Styl macht alle jene Schwabenstreiche, die ich vermuthet habe, aber der Ernst der Gesinnung, den ich vermuthet habe, ist nirgend wo anzutreffen. In der That, der schlechte Styl ist das Einzige, woran ich Rauwerck erkenne, den Inhalt hätte Hinz oder Hans ebenso zusammen zu bringen vermocht.

Es ist erbärmlich, daß man seinem guten Ruf eine solche Grube graben kann!

Rauwerck, vorher ungenannt und unbekannt, durch die Prägung seines Charakters, die sich in seinen Vorlesungen auf der Universität auf eine so

bemerkenswerthe Weise ausgesprochen hat, plötzlich und schnell an der Spitze der Radikalen in die Defenestralität und auf den Schauplatz der politischen Begebenheiten gebracht, legt nun selbst Hand an, das Interesse, das man für ihn gezeigt, lächerlich zu machen.

Wahrhaftig, man lächelt über Nauwerck's „Berliner Blätter“ und das Schlimmste dabei ist, daß man ein Recht dazu hat. Im Ernst die „Berliner Blätter“ sind lächerlich. Nach dem Verbote seiner Vorlesungen, nach den Hoch's, Vivat's, Deputationen und Ehrenreden der Studenten sind diese „Berliner Blätter“ nichts weiter, als lächerlich; man kann nicht helfen, man mag die Sache drehen, wie man will. Man glaubte Nauwerck ein ehernes Schwert der Opposition aus den Händen ringen zu müssen, und sieht nun, da er sich wehrt, daß er einen Nürnberger Kindersäbel in der Hand hält.

Es scheint ein Fluch des Radikalismus zu sein, daß er sich ewig blamiren muß. Diese „Berliner Blätter“ zum wenigsten sind eine Bläme, so gut wie der Herwegh'sche Brief. Den einen Satz: „So lange die Wahrheit nicht frei ist, wird auch die Freiheit nicht wahr sein“ angenommen, ist Alles fade, abgedroschen und matt darin. Nauwerck zeigt und beweist nichts weiter damit, als daß sein Radikalismus hölzerne Gedärme hat.

Ich will einige Proben geben. Nauwerck schreibt zum Beispiel:

Berlin. Die Stadtverordnetenversammlung hat beschlossen, ihren früher zweimal gefassten Beschlus, die Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen zu beantragen, fallen zu lassen. — Uebrigens haben wir ganz frühlingsmäsiges Wetter.

Preußen. Wir schreiten ununterbrochen auf der Bahn des besonnenen Fortschrittes fort; blos wird das „Vorwärts“ allzu feurig.

Deutschland. Die Nationaleinheit und der Deutsche Bundestag leben fortwährend in gedeichlichster Eintracht.

Schweiz. Die Jesuiten benutzen ihre Zeit. Anderswo streng monarchisch, sind sie hier gute Republikaner. Sie weinen mit den Weinenden, und sind fröhlich mit den Fröhlichen.

Niederlande. Die Staatsschulden drohen mit einer Sündfluth, so lange man zu den Deichen nicht den richtigen Baustoff nimmt.

Dänemark. Die Dänische Nationalität steht eiferfüchtig Schildwache. — Der Sundzoll ist gut; und die, welche ihn bezahlen, sind sehr gut.

England. Man ist beschäftigt, D'Connel's

Macht durch einen Staatsprozeß zu vergrößern; freigesprochen, wird der Agitator um die Hälfte wachsen, verurtheilt, sich verdoppeln. — Die Kornpreise werden von Freund und Feind auf's Korn genommen.

Frankreich. Die Ministerportefeuille's liegen in Ketten und Klammern. — Die letzte Thronrede sah zu, und siehe, es war alles sehr gut.

Italien. Die von Böswilligen gestörte Ruhe und Ordnung ist wiederhergestellt. — Italien hat Spanien vor sich.

Spanien. Man fährt fort, den Schwerpunkt zu suchen, aus welchem keine Rückkehr in die alte Zeit möglich ist. — Spanien hat Italien hinter sich.

Portugal. Die finanziellen Verdauungsbeschwerden sind noch nicht gehoben.

Türkei. Der Sultan befindet sich wohl. Er ist sehr jung und sein Reich sehr alt.

Asien. Da giebt es viele Reiche, Nationen und Religionen, welche dem musterhaftesten Konservatismus huldigen. Ableger desselben würden einen geschätzten Ausführsartikel bilden.

Australien. Wird täglich unbarmherziger in der süßen Gewohnheit seines Austerndaseins gestört.

Wissenschaftliche Preisfrage: Gehören Sonne, Mond und Sterne zu den in- oder ausländischen Angelegenheiten?

Einige französische Schriftsteller, welche selbst Regearbeit nicht scheuen, um ein gut Stück Geld zu verdienen, machen gegenwärtig die Regerschwartz. Mehr bringt es wohl ein, als anderswo die Bemühungen, die Mohren weiß zu waschen.

Mit Speck fängt man Mäuse; und wirksame Mittel, die meisten Menschen bei guter Laune zu erhalten, sind Augen- und Ohrenschmäuse.

Die Hamburger und Leipziger Handlungshäuser, welche sich in direkte Verbindung mit China gesetzt haben, werden hoffentlich Aufträge geben, daß auch dortige Philosophie und Politik als Rückfracht genommen werde.

Sancho Pansa segnete den Mann, welcher den Schlaf erfand. Aber dreimal gesegnet sei der Erfinder der Schlafmütze.

Schaafe gehen eins hinter dem andern und alle hinter dem ersten.

Ich wünschte lieber *Kauwercf* hätte *Brotmann-*
chen gefnetet, als solches Zeug geschrieben. Der
Witz bläst aus Kindertrompeten und der Verstand
schießt Erbsen aus Bleikanonen der Wahrheit. Es
ist ein erbärmliches Schauspiel, dessen Kläglichkeit
noch erhöht wird, durch die Anstrengung, die man
sich's kosten läßt. Man sieht: alle Nerven sind ge-
spannt, die Arme weit ausgeholt und der Schweiß
steht dem Schlagenden auf der Stirn. Das thut's,
denkt er, und klatscht in die Luft.

Die Emancipation der Lüge.

Was hat man nicht alles emancipirt oder emancipiren wollen! Die Katholiken, die Juden, die Frauen, die Ehe, das Fleisch und noch vieles Andere. Zu allem diesen will ich die Lüge bringen. Die Lüge muß emancipirt werden.

Die Lüge ist der nothwendige Gährungsstoff in dem Teige, aus welchem die öffentliche Meinung ihre Silbergroschen- und Sechspfennig-Brote bäckt, und in den Krambuden der Zeitungen und Zeitschriften zum Verkaufe bringt. Die Lüge ist, wie ich schon an einer andern Stelle gesagt habe:

jene Kraft,

Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Die Lüge ist die schmerzenreiche Mutter, die die Wahrheit unter dem Herzen trägt und an das Licht der Welt gebären muß. Die Lüge ist nur gefährlich, wo sie der dickwanstige Mops ist, der der Nacht im seidenen Schooße liegt; wo sie aber nackt herausgestoßen, durch die Spießruthen der Ueberzeugung laufen muß, da entsteigt jedem Blutstropfen,

der von ihrem gegeißelten Leibe auf die Erde niedertrief, eine strahlende Wahrheit.

Die neueste Politik hat sich beklagt, daß gelogen wird. Ist diese Klage redlich gemeint, so zeigt sie wenigstens von keiner Klugheit, ist sie aber unredlich gemeint, so ist sie perfide.

Die Lüge ist nicht selten die entfesselte Sehnsucht des Volkes, der fliegende Engel seines Wunsches und Hoffens. Nicht seltener ist sie aber auch der finstere Dämon seiner Furcht, der unheilverkündende Geist seines Wahnens. In einer Lüge jauchzt oft die ganze Freude einer Nation, in einer Lüge weint oft der ganze Schmerz eines Volkes. Oft bettelt sich in einer Lüge die ganze Wehmuth eines Jahrhunderts in die Geschichte hinein.

Aber abgesehen von der Großartigkeit dieser Lüge sind auch die kleinen Lügen, die sogenannten Tageslügen, nicht weniger bedeutsam und verdienen nicht weniger scharf in's Auge gefaßt zu werden. Die Tageslügen sind oft nur die läppischsten Randglossen, die barocksten Einfälle, die verwunderlichsten Gedankenschnitzel, die der Bartscher, der Gevatter Kannegießer, aus dem Kasirbeutel fallen läßt, die aber dennoch der Politik nicht selten die glücklichsten Andeutungen, die frappantesten Schlaglichter auf Personen und Zustände geben können, die sie in Kabinetten und Akten niemals zu erlangen im Stande gewesen wären. Die Tageslügen sind oft Wegweiser, oft Warnungstafeln, oft blaue Flämm-

chen, die in der Nacht auf Stellen tanzen, wo Schätze verborgen liegen.

Eine Politik, welche einer ausgesprochenen Lüge, die sich aus dem Volke heraus bis an ihr Ohr den Weg zu bahnen gewußt hat, nicht die verschwiegene Wahrheit abzulauschen vermag, ist durchaus eine Politik, die man eine dumme benennen muß. Verstockt aber ist eine Politik zu heißen, die sich, wie es heut zu Tage vorgekommen ist, sogar besoldete Fliegenwedel und Vogelscheuchen hält, um die Lügen von sich abzuwehren. Eine Politik dagegen, welche die Lügen nicht achtet und sich nur darüber beklagt, weil sie weiß, daß, wenn sie dieselben widerlegen wollte, sie Wahrheiten an den Tag herausstellen müßte, über welche sie die Unterthanen im Unklaren behalten wissen will, begeht eine Perfidie.

Die Lüge ist da, daß sie geschlagen werde; die Politik mag sich Knüppel bereit legen, die sie gebrauchen will. Es ist ganz gleich, ob diese Knüppel Eich- oder andere Knüppel sind, wenn es nur Knüppel von gutem Holz, und ehrliche Knüppel sind. Die Lüge schlägt man nicht mit der Diplomatie, nur mit der Wahrheit; nicht mit der halben, nur mit der ganzen. Die Lüge kann nur im ehrlichen Kampfe besiegt werden, aber „ehrlich sein, ist eine Kunst,“ sagt die Rahel, und eine schöne, mein' ich, oben ein; sie gehört mit zu den „artes liberales“ und censurfrei ist sie ebensowenig, als die übrigen.

Die Staatskunst soll die Kunst der Ehrlichkeit

sein; an der Lüge kann sie das beweisen. Jede Lüge nämlich, die sie zu bekämpfen hat, muß ihr eine Gelegenheit geben, zehn Wahrheiten mehr in die Welt zu setzen. Die Lügen der Völker müssen die Regierungen klug machen und in's Klare bringen über ihre Unterthanen; die Wahrheiten der Regierungen aber müssen umgekehrt die Unterthanen klug machen und in's Klare bringen über die Regierungen. Es giebt keine herrlichere Aufgabe als die, den Wahn zu vernichten. Ludwig Börne hat einen großen Ausspruch gethan, als er sagte: „Einen Wahn verlieren, macht weiser, als eine Wahrheit finden.“

Es bestehen Staaten, die wie Kofetten sind, und die Politik als einen Fächer gebrauchen. Jede Schmeichelei wird mit beifälligem Lächeln entgegengenommen, jedem Tadel dagegen mit diesem Fächer auf den Mund geschlagen. Wenn sie schamroth werden müssen, verstecken sie vortrefflich sich hinter diesem Fächer zu verstecken; wenn sie in Schweiß gerathen, fächeln sie sich Luft damit zu, wobei denn freilich viel Wind gemacht werden muß. Diese Kofetten Staaten pflegen gewöhnlich die Lügen zu überlügen und ihre Systeme nach den Regeln der Homöopathie in Anwendung zu bringen. Es giebt Staaten, die ihre Hahnemänner haben, aber sie mögen sich in Acht nehmen, daß nicht einmal eine Krisis eintritt, in der diese und alle ihre Praxis zum Teufel geht.

Die Lüge der Regierung ist ein Verbrechen, denn die Regierung lügt, wenn sie einmal lügt, nach Methode; das Volk dagegen lügt immer nur aus Instinkt. Das Volk lügt unbewußt, die Regierung mit Bewußtsein; das Volk mit dem Herzen, die Regierung mit dem Verstande. Die Lügen der Regierung sind die verderblichsten Lügen, weil sie augenblicklich zur Ausführung kommen oder doch kommen können. Die Lügen des Volkes treten nur selten, dann freilich aber auch oft um so furchtbarer in's Leben; immer aber erst dann, wenn die Regierung nicht die Macht gehabt oder nicht hat haben wollen, die Lüge in Wahrheiten aufzulösen. Im Ganzen sind die Lügen der Völker sehr wehmüthiger Art, weil sie sich selbst bis jetzt noch immer am meisten belogen haben. — Eine Regierung, die eine Regierung in Recht und Wahrheit ist, hat sich vor Lügen nicht zu fürchten, und darf sich über Lügen auch nie beklagen. Die Lüge ist dieser eine Muschel, die im Meer der öffentlichen Meinung schwimmt, und welcher sie, wenn sie die Schalen zerschlagen, die leuchtende Perle der Wahrheit zu entnehmen versehen muß.

Die Lüge ist nützlich und nothwendig, darum muß sie emancipirt werden, d. h. sie muß freigegeben werden, die Politik muß den Bannfluch, der sie unzurechnungsfähig erklärt hat, aufheben, sie muß sie anerkennen und ihr das Recht zugestehen, in ihren Berechnungen, Folgerungen und Schlüssen ein mit

eingreifendes Glied zu sein. Die Lüge, sie mag der Liebe oder dem Haffe entsprungen sein, trägt der Natur nach schon einen Fluch in ihrem innersten Herzen herum, dem sie anheimggegeben früher oder später einmal erliegen muß. Dieser Fluch ist der Kampf mit der Wahrheit. Frei aber muß der Staat die Lüge geben, von allen Bedrückungen und heimlichen Machinationen muß er sie entheben, daß sie Raum, Zeit und Gelegenheit finden kann, überall vorzutreten. Wo sie dann vertritt, wird sie, wenn der Staat, in dem sie sich geltend machen will, ein auf Wahrheit und Recht begründeter ist, den Kampf zu bestehen haben, und ihrem alten, tausendjährigen Fluche erliegen müssen. Außer der Lüge, die im Schooße der Nacht liegt, ist nur noch die unterdrückte Lüge gefährlich, die sich heimlich von einem Ohre zum andern zu schleichen genöthigt sieht und dadurch auf lange den Wegen der Wahrheit entschlüpfen kann. In der Deffentlichkeit geht die Wahrheit als geharnischter Ritter Georg, der das Lindwurmgezücht der Lüge zu durchbohren den Muth und die Kraft in sich verschlossen trägt. Als Spürhund läßt sich die Wahrheit nicht gern gebrauchen; sie hat einen Ekel vor Schlupfgängen und schmutzigen Winkeln. Darum muß die Lüge freigelassen und emancipirt werden, damit sie der Wahrheit in den Weg laufen kann.

Der Herzog von Bordeaux (Henri de France) und die französischen Legitimisten.

Chateaubriand hat einmal gesagt: „Die hundert Tage waren nichts als eine Orgie des Glücks.“*) Man könnte jetzt von der Huldigung, welche die französischen Legitimisten dem Herzoge von Bordeaux in Belgrave Square veranstaltet haben, behaupten: sie sei nichts, als eine Orgie des Unglücks.

Das Unglück nämlich, für einen Thron geboren worden zu sein, suchte sich mit dieser Huldigung in allen Ehren und Berechtigungen eines solchen zu berauschen. Es ließ sich schmeicheln und Reden halten; es ließ sich den Hof machen und die Hände küssen; es ließ sich Kniebeugung und majestätischen Pomp gefallen. Es hatte sich zu dieser Gelegenheit

*) Les cent jours ne furent qu'une orgie de la fortune.

auch vollkommen in die Art und Weise seiner Vorfahren hineinstudirt; es mußte ganz so zu matscheln, ganz so zu reden, ganz so zu lächeln; es war sogar beflissen gewesen, ganz so fett und so dick zu sein.

Armer französischer Heinrich, du hast nun auf's Neue die alte Wahrheit bewiesen, daß die Bourbonen nichts gelernt und nichts vergessen haben.

Die Bourbonen sind einzig und allein an der Geschichte zu Grunde gegangen. Sie konnten nicht begreifen, daß sich die Zeiten verändern; sie kannten nur den Wechsel der Mode, der Portefeuilles und der Liebchaften. Sie haben nicht einsehen gelernt, daß, um ein Volk zu regieren, noch mehr nöthig sei, als dafür geboren worden zu sein. Sie suchten das Glück im Plaisir, und mußten stürzen, als sich das Glück in die Arbeit warf.

Dies Plaisir war wie ein künstlicher Garten mit Tarusgängen, liederlich entblößten Götterstatuen und Vexiralleen. In einem chinesischen Glockenhäuschen, darin die Maitressen wohnten, pflegte der Hof sich aufzuhalten. — Jahrelang war das französische Volk in diesem Plaisir herumgeirrt, um das Glück zu finden; endlich fand es einmal den Weg in das Feld hinaus, in die Arbeit. Da gab's freie Luft, frischen Athem, lebendigen Geist. Von da an suchte das französische Volk sein Glück in der Arbeit, während der französische Hof noch immer oben im chinesischen Glockenhäuschen saß, mitten in den barocken

Anlagen des Plaisirs. Die Revolution war nichts, als der Kampf der Arbeit gegen das Plaisir. Mit dem Plaisir sind die Bourbonen gestürzt.

Ludwig der Achtzehnte, als er nach dem Fall Napoleon's von den Verbündeten auf den Thron gesetzt wurde, zeigte gleich durch die Angabe seines neunzehnten Regierungsjahres hinlänglich an, daß die ganze Epoche der Revolution und des Kaiserreiches von den Bourbonen als für Frankreich gar nicht vorhanden gewesen betrachtet wurde. Sie ignorirten durch diese Angabe die ganze Epoche der Arbeit, die ganze politische Errungenschaft Frankreichs, den ganzen Ruhm, den ganzen Stolz der Franzosen.

Die Bourbonen glaubten, sie dürften dies Alles nur nicht anerkennen, um es vergessen und nur das, was sie ihnen ließen, zu einer Gnade zu machen.

Indem die Bourbonen aber diese politische Errungenschaft verleugneten, die Frankreich in der Zwischenzeit gemacht, und die besonders in der Emancipation des Bürgerthums bestand, indem sie sage ich, diese politische Errungenschaft verleugneten und den Adel wieder begünstigten, indem sie den Ruhm, diesen gloire der Armee zu übergehen und zu nichtachten suchten, entfremdeten sie sich der Nation und dem lebendigen Bewußtsein derselben auf's höchste und tiefste.

Die Bourbonen hatten noch immer nicht

gelernt das Glück in der Arbeit und noch immer nicht vergessen, es im Plaisir zu suchen. Ihre Gedanken hingen noch immer an dem chinesischen Glockenhäuschen, an den phantastischen Irrgängen, an den Tarusbecken, an den liederlich entblößten Götterstatuen.

Als der Herzog von La Châtre Ludwig den Achtzehnten, den er einmal sehr niedergeschlagen und traurig fand, fragte: „Was haben Euer Majestät?“ antwortete der König: „Je m'ennuie!“

Je m'ennuie! Darin liegt die ganze Melancholie der Bourbonnschen Dynastie. Die ganze wehmüthige Sehnsucht nach dem Plaisir. Aber das Plaisir konnte nicht wieder herrschend werden, die Arbeit war zu gewichtig geworden. Die Bourbonnen waren die Könige vom Regime des Plaisirs, Napoleon war der große Kaiser vom Regime der Arbeit. Napoleon! Was liegt nicht Alles in diesem Namen? Alle Fanfaren des Sieges, alle Posaunen des Ruhms! Die ganze Sentimentalität des französischen Volkes ist in fortwährenden Wallfahrten nach diesem Namen begriffen. Denn das Volk hat Napoleon wahrhaft geliebt. Er ist sein Gott, sein Kultus, seine Religion, sagt Heinrich Heine. Seine Liebe legt aber das Volk nicht ab, wie eine Dame verbrauchte Spitzen. Die Liebe des Volkes ist ihm vielmehr wie ein Sterbehemd, das er verwahrt hält im Schrein und nur anzieht, um sich damit in das Grab legen zu lassen.

In den Sehnsüchten der verschiedenen Partheien zerschellte die Restauration. Die Bourbonen sehnten sich nach dem siechen Glück des Plaisirs, das Volk nach dem gesunden Glücke der Arbeit. Weil aber die Bourbonen nicht flug genug waren, dem gesunden Glück der Arbeit Sympathieen abzugewinnen, erfolgte ihr zweiter Sturz und die Revolution von Achtzehnhundertunddreißig. Diese letztere erhob in Louis Philipp die Orleans auf den Thron und die Orleans waren flug genug, die Epoche der Arbeit anzuerkennen und Sympathien dafür an den Tag zu legen. Die Orleans können mit Recht sagen, was Görres einmal geäußert: unsere Klugheit ist unsere Legitimität.

Die Bourbonen aber sind noch immer nicht flug geworden, das hat uns eben erst kürzlich wieder das Benchmen des französischen Heinrichs bewiesen. Sein ganzer Aufenthalt in London ist nichts weiter, als ein lebhafter Ausbruch der Sehnsucht nach dem Glück des Plaisirs, nach den Tarusgängen, nach den Bexiralleen, nach den liederlich entblößten Götterstatuen, nach dem chinesischen Glockenhäuschen. Er hatte das Heimweh nach dem Regime des Plaisirs bekommen und zog auf den Schauplatz der Welt heraus, um wenigstens die Glöckchen an dem chinesischen Häuschen von fern einmal im Winde gehen zu hören. Das herrlichste dieser Glöckchen ist Chateaubriand; er hat über die ganze Erde geklingelt, in Versen und in Prosa; Gott hat er von den

den Menschen geklingelt, und den Menschen hat er von Gott geklingelt: Alles von dem chinesischen Häuschen herab und aus dem Irrgarten des Plaisirs heraus. Aber weder dieses Glöckchen noch all' die übrigen, die in der Deputirtenkammer zu Paris geklingelt, werden im Stande sein, das Regime des Plaisirs auf den Thron zu klingen. Das Regime der Arbeit ist zu mächtig geworden; die Geschichte selbst hat es auf den Thron erhoben und der Geschichte kämpft man vergebens entgegen.

Nicht das Volk ist nach Belgrave Square wallfahrtet, um Henri de France zu huldigen, es haben das allein die Legitimisten gethan, die klingenden Glöcklein vom Regime des Plaisirs. Die Legitimisten machen aber keine Geschichte, Geschichte macht nur das Volk. Das Volk ist der Dom der Nation die Legitimisten sind nur barocke Schnörkel daran. Diese barocken Schnörkel der französischen Nation werden der Geschichte ihres Landes keinen eigenwilligen Zuschnitt geben, sie geben nichts als den Stoff zum Lachen und die Zielscheibe für den Spott.

Das Lachen für uns und den Spott für sie!

Das heutige Berlin.

Erster Artikel:

Der berlinische Wig und die Geschichte.

Es ist nicht zu leugnen, Berlin ist anders geworden; es ist nicht mehr das Berlin von achtzehnhundertunddreißig. Berlin ist nicht mehr im Stande über den Paß einer Tänzerin in Enthusiasmus zu gerathen, und einer Sängerin feierliche Serenaden zu bringen. Berlin fängt sich an zu schämen die Zeitungen mit Sonetten auf eine Schauspielerin zu füllen und die Vossische nur wegen den Concert- und Operreferaten Ludwig Kellstab's zu lesen. Berlin trinkt auch jetzt schon viel weniger Weißbier und fährt nicht mehr leidenschaftlich auf der Rutschbahn in Tivoli herum.

Berlin hat sich sehr verändert; es hat alle seine Puppen, mit denen es gespielt, alle seine Steckenpferde, auf denen es einhergeritten, bei Seite ge-

worfen; es ist nicht mehr so zufrieden wie sonst, es lächelt nicht mehr so wohlgefällig. Berlin ist auch gar nicht mehr so lustig, sein Wiß ist melancholisch geworden.

Er tänzelt nicht mehr einher unter den Linden, dieser berlinische Wiß, er ist keine Sahntorten mehr bei Franzler und trinkt keine „Blonde“ mehr in den Zelten. Der berlinische Wiß ist grämlich geworden, die Zeit hat ihm auf die Füße getreten, er fühlt, daß er Hühneraugen hat.

Er war so stolz in seinem Bewußtsein, dieser berlinische Wiß, er rief immer aus: Berlin c'est moi! Er war frivol bis auf's höchste, die Erde hatte nichts Heiliges für ihn, und der Himmel auch nicht. Er ließ Gott und die Welt einem Gedanken zum Opfer fallen, der Geschichte schlug er ein Schnippchen.

Er war bezaubernd in seinem Uebermuth; man konnte ihn den Tausendapermenter der berlinischen Geistesgegenwart nennen, oder auch wie Theodor Mundt in seinen öffentlichen Vorlesungen gesagt hat: den Robespierre der Berliner, ihre Freiheit, ihre Charte, ihre Constitution, ihr Alles und ihr Nichts.“ Man könnte vielleicht auch noch hinzufügen: ihr Evangelium.

Der berlinische Wiß war die liebenswürdigste Feigheit vor der Geschichte, die es geben kann. Er war ordentlich stolz auf diese Feigheit, er schmückte sich dazu heraus, wie die Spartaner zu der Tapfer-

keit, wenn es den Ehrentod galt. Der berlinische Wiß war der wahre Held der Feigheit, der wahre Herone der Herzlosigkeit. Jede neue Feigheit war ihm ein neuer Sieg, eine neue Glorie; er trug seine eigne Schande wie einen Orden im Knopfloch.

Der berlinische Wiß war die verkrüppelte Opposition gegen die Geschichte, aber so genial, daß er die Welt, wie Shakespeare's Richard der Dritte die Prinzessin Anna in sich verliebt zu machen verstand. Der berlinische Wiß war der König der Toten.

Aber der berlinische Wiß ist anders, er ist, wie gesagt, melancholisch geworden. Er sieht bleich aus, er kneift die Lippen, die Geschichte hat ihn unversehens überrumpelt und ihn gefangen genommen. Er ist nun ihr Parteigänger geworden; sie hat ihn zu ihrem Elaqueur gemacht, er steht im Parterre und klatscht. Aus Verzweiflung will er politisch werden; er liest die Zeitungen.

Der berlinische Wiß lag wie eine Sphinx vor den Thoren Berlins; die neueste Geschichte hat seine Räthsel gelöst; aber statt sich in den Abgrund zu stürzen und mit einer letzten Feigheit seine hundertjährige Feigheit sieghaft zu krönen, fing er auf einmal an, tapfer zu werden und sich dadurch selbst zu negiren. Er wurde sich hier zum erstenmal untreu; mit seiner ersten Tapferkeit begann seine erste Niederlage.

Der berlinische Wiß war nur im Stande so

lange herrschend und mächtig zu sein, so lange er eben jene Feigheit vor der Geschichte war. Jene Feigheit bestand aber darin, daß er die Geschichte, nicht etwa hinterrücks bekämpfte, sondern daß er sie kompromittirte. Er machte den Kampf unmöglich, dadurch, daß er sie lächerlich machte. Es ist eine alte Bemerkung, daß man etwas nicht lieben oder nicht hassen kann, wenn es einem lächerlich geworden. Die Lächerlichkeit macht gleichgültig und gleichgültig hat der berlinische Wiß seine Geburtsstadt gegen die Geschichte gemacht, gleichgültig gegen ihren Haß, gleichgültig gegen ihre Liebe.

Es war vorauszusehen: auch der berlinische Wiß würde einmal fallen, wie alle Usurpatoren, zu denen er gehört hat. Wie Richard der Dritte in seiner letzten Noth gerufen hat: ein Königreich für ein Pferd! so rief der berlinische Wiß: eine Hauptstadt für einen guten Einfall! Aber seine Geistesgegenwart ließ ihn im Stich; als die neueste Geschichte kam, hatte er die Lacher nicht auf seine Seite zu bringen vermocht.

Mit diesem Moment fing die Geschichte in Berlin an, herrschend zu werden. Diese Herrschaft ist zwar nur noch gering, (aus welchen Gründen werde ich gleich erörtern) aber sie ist doch da. Der berlinische Wiß aber, statt wie Richard der Dritte, im Kampfe unterzugehen, froch elend zu Kreuz und bot sich der Geschichte zum Lohndiener an. Er führt sie nun in allen Straßen und auf allen Plätzen

herum, ihr die Merkwürdigkeiten von Berlin zu zeigen. Die Geschichte wird ihm eine Livree machen lassen, er wird ihr die Straße segnen, und die Schleppe tragen, und wenn sie spricht, wird er schweigen müssen.

Der berlinische Witz fühlt und ahnt das Alles sehr wohl, darum ist er auch auf einmal melancholisch geworden. Seine Freiheit ist dahin, er ist ein Sklave der Geschichte geworden; er kann nicht mehr sagen: Berlin c'est moi!

Dies Alles zugegeben, d. h. zugegeben: daß in Berlin die Geschichte anfängt herrschend zu werden und darüber ein Bewußtsein zu gewinnen, so kann man doch nicht umhin noch immer streng und tadelnd gegen dasselbe aufzutreten. Das geschichtliche Bewußtsein wird doch nur spärlich kultivirt und Berlin selbst arbeitet der Geschichte zu wenig entgegen. Es thut ihr noch keinen Vorschub.

Ich habe in der „Zeitung für die elegante Welt“ behauptet: in Berlin sei nichts herrschend, als der Skandal. Der Skandal wenigstens ist herrschender als die Geschichte. Berlin ist kleinlich, es muß immer etwas zum Späße haben. Den Witz hat es verloren, wenigstens den Witz als herrschendes Prinzip; die Geschichte ist Berlin aber zu ernst, darum hat es sich dem Skandal ergeben, ganz in derselben Art, wie sich Jemand dem Trunke ergeben kann.

Es berauscht sich im Skandal und torfelt dann förmlich auf den Straßen herum, den Gassenjungen

der ganzen Welt zum Spott. Wie oft hat sich Berlin nicht schon mit irgend einem Skandal zum Gelächter gemacht! Wie oft hat es sich nicht, von irgend einem Skandale trunken, in diesem oder jenem Kinnstein der *chronique scandaleuse* antreffen lassen! Wie oft! frag' ich, wie oft!

Ich liebe Berlin; ich habe das oft gesagt und wünsche, es wäre einmal Gelegenheit, es durch die That beweisen zu können. Aber eben, weil ich Berlin liebe, spar' ich die Schläge nicht. Ich komme mir vor, wie jener liebende Vater, der sein Kind züchtigt mit Ruthenschlägen und nachher das Gesicht in die beide Hände legt und ganz bitterlich weint, weil er selbst jeden Schlag zehnfach im Herzen gefühlt hat. — Ich kann es nicht beschreiben, mit welchem Stolz ich manchmal durch die Straßen Berlins geh'; wie ich an jeder Veränderung, an jedem Bau, und jeder Verschönerung Freude hab'. Ich streichle der Stadt ordentlich das Haar, und küß' ihr die Stirn; ich thue schön mit ihr; ich hätschle sie, wie man im grünen Schlessien sagt.

Ich glaube, ich würde es wo anders gar nicht lange aushalten können, ich würde immer das Heimweh nach Berlin bekommen. Als ich auf einige Zeit in Hamburg war, weiß ich mich genau zu erinnern, daß mir alle Nächte von Berlin geträumet hat: von den Linden, von dem Brandenburger Thor, von der Bossischen Zeitung, von Kranzler und Steheli, von den Droschken und vom blinden Johannes, der durch

die Straßen tappt. Manchmal hörte ich die Glocken schlagen, ganz heimlich und vertraut, und manchmal die Spieluhr an der Petrifirche ihre bekannten Weisen anstimmen. Mehrmals träumte mir sogar, ich schlucke berliner Staub und war so glücklich darüber, als wären's gebratene Tauben; das Beefsteak im Streit'schen Hôtel hat mir nicht halb so vortrefflich gemundet.

Aber, wie gesagt, eben weil Berlin meine Freude und mein Stolz ist, weil ich es liebe, eben darum kann ich nicht genug Scheltworte finden, um darin meinen Groll auszuschütten, wenn es sich albern benimmt und dumme Streiche macht.

Berlin! Was könnte, was müßte Berlin sein, wenn es wollte! Es giebt gar keinen Gedanken, der so stolz wäre, daß Berlin ihn nicht hegen und zur Ausführung bringen könnte. Berlin müßte nur endlich mündig werden, es müßte seine Gassenjungenstreiche lassen und anfangen sich auf die Bank der Geschichte zu setzen. Es müßte anfangen Exercitien zu machen in der Schule der Zeit, es müßte nicht ewig beim Buchstabiren bleiben, beim bloßen Nachsprechen und Nachplärren. Mein Gott, man sagt ja: nur der Anfang sei schwer. Wenn Berlin doch nur einmal anfangen wollte! Nur dies und daß, das andere käme schon nach.

Aber Berlin will noch immer keinen Anfang machen. Es will nichts, als sich die Miene der

Klugheit geben; es wird aus lauter Klugheit perfide! Es mag nicht die Kage sein, die die Kastanien aus dem Feuer holt und wird statt dessen der Hund, der den Mond anbellt.

Ich brauche alle diese Anklagen nicht mit Beweisen zu belegen; sie liegen jedem selbst auf der Hand. Man darf nur an alle Bestrebungen der Gegenwart denken: an die heutigen Staatsverbesserungen, an Pressfreiheit, an Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, an die Oeffentlichkeit der Stadtverordneten-Versammlungen, u. s. f. u. s. f., für alle diese Bestrebungen, für welche sich Stimmen von überall her erhoben und laut gemacht haben, für alle diese Bestrebungen hat Berlin keine oder wenigstens nur eine sehr erbärmliche Theilnahme an den Tag gelegt. Das Herz hat Berlin nicht gepocht, als in den sächsischen, badischen und bairischen Kammern die edelsten Männer für Recht und für Freiheit sprachen; es hat sich statt dessen die Skandale der spanischen Tänzerin Lola Montez erzählt. Es hat gelächelt und gewitzelt, es war lustig und guter Dinge, es hat gesagt: es hilft doch Alles nichts, es bleibt Alles beim Alten. So klug war aber schon der Shakespeare'sche Narr, der da sang:

„Der Regen regnet jeglichen Tag!“

Es ist ein Glend um Alles das, was klug ist,

ehe es dumm gewesen. Dieses Elend ist das Schicksal Berlins. Es ist immer klug, um sich mit seiner Klugheit zu blamiren. Es kann darum nicht klug werden, weil es sich für klug hält. An dem Tage, an welchem es seine erste Dummheit einsieht, wird es den ersten Triumph seiner Klugheit feiern.

Ueber die Handwerker : Vereine

und

die Theilnahme der Prediger an denselben.

Es giebt nicht leicht ein erfreulicherer Streben, als das, den Handwerker an den geistigen Errungenschaften seiner Gegenwart, so viel es ihm Zeit und Umstände erlauben, Antheil nehmen zu lassen. Es geschieht damit die beste und nützlichste Emancipation, die es geben kann, die Emancipation des Philister- und Spießbürgerthums.

Dieses deutsche Philister- und Spießbürgerthum ist das Elend der deutschen Geschichte; es ist die große Wüste der historischen Bewußtlosigkeit, auf der die Karavanenzüge aller Ideen der Zeit kümmerlich verschmachten und umkommen müssen. Wahrlich, im Wüstensande dieser historischen Bewußtlosigkeit liegen die gigantischen Knochen der größten und herrlichsten Ideen Deutschlands begraben, und es giebt gewisse verzauberte Stunden, in denen sie sich gespenstisch zusammenfügen und in ihren alten Gestaltungen spukhaft verüberziehen. Wer hätte nicht

schon einmal eine solche Gespensterkaravane deutscher Ideen gesehen, wie sie sich bleich und schattenhaft aus diesem Sande der historischen Bewußtlosigkeit emporhebt und bleich und schattenhaft auch wieder darin versinkt!

Dieses deutsche Philister- und Spießbürgerthum, dieses Elend der deutschen Geschichte muß von Grund aus vernichtet werden, wenn sie, die deutsche Geschichte, eine Zukunft haben soll. Es kann dies aber eben nur geschehen, wenn die historische Bewußtlosigkeit zerstört und an ihre Stelle das historische Bewußtsein gesetzt wird, das Bewußtsein des Lebens.

Ach, in Deutschland giebt es Tausende und aber Tausende, die zwar geboren werden, die aber eigentlich nie existiren. Sie leben Tage und Wochen, Monden und Jahre, Sommer und Winter, aber sie leben keine Zeit. Sie arbeiten und schlafen, essen und trinken, heirathen und zeugen Kinder; sie laufen Stiefeln entzwei und reißen Röcke ab, aber außer, daß sie dem Staat Abgaben geben müssen, wissen sie nichts von ihm. Es sind gute, zufriedene, ehrliche Leute; man kann sich Geld von ihnen leihen und Gevatter bei ihnen stehen, aber das ist auch Alles.

Dumpfheit und Stumpfheit bilden die Wände, hinter denen das deutsche Philister- und Spießbürgerthum sich auf dem faulenden Stroh der Indifferenz herumwälzt. Das Schrecklichste dabei aber ist, daß es zufrieden ist, daß es feist wird und dick, daß

es sich auf den Wanst pantscht und „profit“ sagt. Es hat gar keine Sehnsucht nach der Freiheit, nach dem blauen Himmel, nach der kühlen, reinen Luft; es weint nicht, weil es die Sterne nicht sieht; es heult nicht, weil es den Vogel nicht hört.

Das deutsche Philister- und Spießbürgerthum muß aber dahin gebracht werden, daß es seine Zufriedenheit und seinen dicken Bauch verliert, daß es sich härt und sehnt, daß es zu schreien und zu weinen beginnt. Die Handwerker-Vereine, die sich heut zu Tage zu bilden anfangen, können ganz geeignet sein, dies ins Werk zu richten; sie können, wenn sie im Stande sind, die Handwerker geistig anzuregen und zu fördern, in ihnen die Sehnsucht nach Freiheit, d. h. nach Geschichte erwecken. Ist dies einmal geschehen, so ist dem Philister- und Spießbürgerthum seine Ruhe geraubt und es wird genöthigt sein, in sich der Zeit sich entgegen zu stürzen. Es werden dann in der Wüste der historischen Bewußtlosigkeit grüne Oasen entstehen, Oasen des historischen Bewußtseins, Oasen, wo das Wasser rauscht, wo die Palme schwankt, wo der Rasen duftet, wo der Vogel singt, Oasen, wo die großen Ideen der Zeit sich niederlassen und erfrischen können.

Man darf die Handwerker-Vereine deswegen durchaus nicht geringschätzig ansehen, sondern im Gegentheil, es muß ihnen eine große Bedeutsamkeit für unsere Gegenwart und eine noch viel größere für unsere Zukunft zugesprochen werden. Aber eben des-

wegen kann man auch nicht genug Aufmerksamkeit darauf verwenden und nicht genug auf die Gefahren aufmerksam machen, denen diese Vereine zu entgehen haben, soll ein wahrhaft heilsames Gedeihen daraus entspringen.

Vor allem habe ich da zuerst auf den Einfluß hinzudeuten, der den Predigern dabei gestattet werden darf. Von vorn herein steht fest: daß diese Vereine nicht da sind die Frömmigkeit zu befördern, sondern allein das Bewußtsein von Zeit und Geschichte. Die Handwerker sollen im edelsten Sinne des Wortes der Welt gewonnen werden und dem Himmel nur so weit, als er zur Welt gehört. Um Alles aber darf der Pietismus in diesen Vereinen nicht zur Herrschaft kommen! Ich habe mich über die Unheile desselben an einer andern Stelle schon ausführlich ausgesprochen, kann aber nicht umhin dieselben hier noch einmal zu wiederholen.

Man kann sich gar nicht genug gegen die Prediger, als leitendes und überwachendes Element in diesen Vereinen, auflehnen und in Widerstand setzen. Es ist sehr zu loben, wenn sich aufgeklärte Prediger diesen Vereinen als Mitglieder derselben anschließen, um sie mit allen Mitteln, die ihnen zu Gebot gegeben sind, zu fördern und zu unterstützen; sobald sie aber anfangen als Prediger ein Uebergewicht zu gewinnen und als Prediger Einfluß darauf zu üben,

sobald sind diese Vereine auch in ihrer Bedeutsamkeit vermindert und werden eben sehr bald nichts weiter als fromme Lese-, Gebet- und Andachtsstunden bilden, in denen das Bewußtsein der versammelten Leute in eine verderbliche Sackgasse des Pietismus hineingeklemmt werden wird.

Der Handwerker ist aber heut zu Tage ein Mann, auf welchen die Entwicklung unsrer gesellschaftlichen Zustände einen zu gewichtigen Anspruch zu machen hat, als daß dies Verlaufen seines Bewußtseins in die Sackgasse des Pietismus nicht sehr verderbliche Folgen nach sich ziehen sollte. Im Pietismus wird ihm die Ohnmacht angekränkt, die ihn verhindert, gut zu sein, d. h. die ihn verhindert, sich aus dem Philister- und Spießbürgerthum heraus zu erheben. Ist es nicht ein Elend, so viele Handwerker zu sehn, die allen Anforderungen der Zeit durch den Pietismus entzogen werden; Handwerker, denen man die Arbeit zum Gebet machen will und dafür das Gebet zur Arbeit macht. Das Frommsein ist aber keine Arbeit, aber Arbeit ist gut sein, d. h. die Arbeit im edelsten Sinne genommen ist ein Mittel aus dem Philister- und Spießbürgerthum herauszutreten. Die Arbeit ward an die Stelle des Paradieses gesetzt, und wahrlich, der ist von Herzen zu bemitleiden, der noch nie in seiner Arbeit eine stille Seligkeit daraus hat finden können.

Der Pietismus jedoch dient einzig dazu, dem Handwerker die Lebensfrische und Lebensheiterkeit

und dadurch die Lust, ich möchte sagen, den Segen der Arbeit zu nehmen. Es ist ja eine schon tausendmal gemachte Bemerkung wie trübselig, wie, im wahren Sinne des Wortes, triste, hinschleppende Einförmigkeit und Abgespanntheit sich der Arbeiter zu bemächtigen pflegt, wenn sie anfangen dem Pietismus in die Hände zu fallen. Die letzten Seligkeiten des Paradieses, die dem Arbeiter gegönnt sind in der Arbeit sich mit den Schwielen seiner Hände und dem Schweiß seines Angesichts zu erringen, fangen unter dem verschwommenen, nebligen Athem dieser pietistischen Dürre an zu verkommen und ihren herzstärkenden Duft zu verlieren, der ihm sonst die Seele erfrischt hat.

Die Prediger, um auf den wahren Vorwurf dieses Artikels wieder zurück zu kommen, dürfen in diesen Vereinen nichts sein, als Mitglieder, die dann und wann abwechselnd mit anderen Vorträgen, Vorträge über Religion, am besten über Kirchengeschichte abhalten, denen aber durchaus nicht erlaubt sein darf, z. B. jede Zusammenkunft der Vereinigten mit Gebet oder mit Bibellesen zu eröffnen. Es wäre dies von vorn herein eine einschläfernde Einförmigkeit, welche den Geist der Zusammenkommenden schnell und bald abstumpfen würde. Der Handwerker muß in diesen Vereinen von allen Speculationen und Resultaten der Kunst und der Wissenschaft eine ihm faßlich gemachte Uebersicht und Rechenschaft erhalten. Dadurch wird sein Geist, sein Leben, sein Gewerf

unmittelbar, die Menschheit aber mittelbar gewinnen. Der Handwerker wird, davon angeregt, vielfach gefördert und vielfach Nutzen zu ziehen, veranlaßt werden. In dem Maße wie sein Geist gewinnt, wird auch seine Produktion gewinnen, denn anstatt bisher sein Geist der Sklave seiner Hand gewesen, wird nun die Hand der Sklave seines Geistes werden. Anstatt bis dahin sein Geist nur dachte, was seine Hand arbeitete, wird von da an seine Hand nur arbeiten, was sein Geist gedacht.

Um aber den großen Zweck, dem Handwerker das Bewußtsein von Zeit und Geschichte lebendig zu machen, erreichen zu können, wird vor allem auch nöthig sein, die Geschichte fortwährend und durchaus im Auge zu behalten. Es wird vorgetragen werden müssen Geschichte überhaupt, dann eine Geschichte der Industrie, eine Geschichte der Kunst, eine Geschichte der Zeit, d. h. der Gegenwart. Der Handwerker wird in diesen Vereinen auch vor allem erst Zeitungen lesen lernen müssen.

Die Zeitungen lesen können ist in der That keine Kleinigkeit, besonders wenn es deutsche sind. Die deutschen Zeitungen sind so verworren und zertheilt, wie die Grenzen der verschiedenen Länder, aus denen Deutschland zusammengesetzt ist. In die deutschen Zeitungen muß man auch erst eine Gesinnung hineinlesen, denn herauslesen kann man keine, weil sie entweder wirklich keine haben oder keine haben

dürfen. Die deutschen Zeitungen annonciren die Geschichte nur, sie sind nur ein Speisezettel der Politik.

Sie melden mit demselben Gleichmuth, daß in Baiern der Pfarrer, der gegen das Kniebeugen der protestantischen Soldaten geschrieben, auf die Festung geführt worden ist, wie sie melden, daß in Berlin dieser eiaen Orden und jener den Hofrathstitel erhalten hat. Sie zeigen immer das gleiche Gesicht, sie werden nicht warm; sie gestikuliren nicht. Sie sprechen den Fluch nicht über das Böse und den Segen nicht über das Gute; sie melden nur beides an.

Der deutsche Handwerker wird also einen festen Standpunkt angewiesen erhalten müssen, von welchem aus er sich in die deutschen Angelegenheiten, wie sie die deutschen Zeitungen melden, unverblendet wird hinabwagen können. Dann wird er auch ein wahrhaftes Interesse dafür gewinnen und mehr lesen, als die Anzeigen von Erbsen und Sauerfraut und von Hinz und Hans, die ihre Braunschweiger Wurst empfehlen.

Sie haben viel zu thun, diese Handwerkervereine, wenn sie das Alles ausführen und in's Werk richten wollen, was sie sollen und müssen, und wofür hier nicht Raum genug ist, es aufzuzählen. Die Aufgabe ist aber so herrlich, daß sie aller Kräfte der Gegenwart würdig ist. Es ist ja der größte Gedanke der Welt: der Geschichte eine Zukunft zu geben!

Berliner Papilloten.

Man erzählt sich folgenden Scherz: Die Gräfin Rossi, die ehemalige Sonntag, habe die beiden Milanolle's zu sich gebeten und aufgefordert ihr etwas vorzuspielen. Nach dem dies geschehen, habe sie, um die Freundlichkeit zu erwidern, dem genialen Schwesterpaar etwas vorgesungen und nachher gefragt: was sie dazu meinten. Ei, soll darauf die kleine schelmische Marie mit einem allerliebsten naiven Gesichtchen gesagt haben, ei, Frau Gräfin, Sie haben eine recht schöne Stimme und wenn Sie sich üben, können Sie wohl einmal eine bedeutende Sängerin werden.

Werden und gewesen ist freilich ein Unterschied!

Neulich rief Jemand im Königsstädtischen Theater einem schlechten Schauspieler fortführend „bravum“ zu. Mein Herr, rief eine Stimme aus dem Parquet, wenn Sie einmal rufen wollen, so rufen Sie wenigstens richtig. Es heißt bravo nicht bravum.

Das verstehen Sie nicht, vertheidigte sich der Jemand, ich rufe ganz richtig, der Mann spielt neutrum.

Im ersten Heft der „Berliner Stecknadeln“ ist das unsinnige Eingefandte eines v. J., (der sich gerade in Breslau auf der Durchreise von Warschau nach Berlin befunden haben will) aus der Haude- und Spenerschen Zeitung nachgedruckt worden. Vor einiger Zeit stand in derselben Zeitung folgendes „Eingefandt“:

In diesen Tagen aus Italien zurückgekehrt, hörte ich bei der Durchreise in Verona sehr viel vom Theater in Venedig reden und vorzüglich war alles des Lobes voll von unserer so talentvollen Mlle. Polin, die das Publikum bei ihrem jedesmaligen Erscheinen zur Begeisterung und zum Enthusiasmus hinriß, und so auch kein Tag verging, wo nicht die Blätter voll waren von dem Lobe dieser ausgezeichneten Tänzerin. In den ersten Tagen des Februar hatte sie unter andern ein Pas d'Adrienne getanzt (was sie im vergangenen Jahre über dreißig Male getanzt hatte) und wieder so gefiel, daß sie es zweimal wiederholen und nachher sechszehn Minuten hintereinander den Hervorruf und den Applaus des entzückten Publikums entgegennehmen mußte. In dem neuen Ballet kann man sich keine Vorstellung machen von dem immerwährenden Applaus, denn die Italiener ver-

stehen auch, was sie an Olle. P. für ein Talent besitzen! Ich glaubte, hier in unserer Zeitung manchen Artikel geschrieben zu finden, was doch das hiesige Publikum sehr interessirt, da es den lebhaftesten Antheil an Allem nimmt, was diese ausgezeichnete Künstlerin betrifft, jedoch fand ich ihrer nur einmal lobend erwähnt. Obgleich Olle. P. für den Winter von 1845 bis 1846 in Bologna ein sehr glänzendes Engagement erhalten kann, so läßt sich von unserer hohen General-Intendanz erwarten, daß sie uns unsere beliebteste Tänzerin gewiß erhalten wird.

K. v. E.

Wenn man dieses „Eingefandt“ mit dem vorigen vergleichen will, wird man finden, daß eines so unsinnig ist, wie das andere und beides mir von einem und demselben — ich will nicht sagen, was für einem — geschrieben worden ist, wiewohl sich dieß v. J. nun in K. v. E. verwandelt hat. Es ist ein Unglück, daß dieser sich ewig auf der Durchreise befindende Polin-Anbeter nicht merkt, wie er seinen eigenen Hundsfott an den Ohren aus der Tasche zieht, wenn er die Feder zum Schreiben ansetzt. Nichts macht sich mehr bemerkbar, als Dummheit; selbst wenn sie schläft, kann man versichert sein, verräth sie sich durch Schnarchen.

Es ist seltsam, wie schnell und plötzlich sich die Zeit zu verändern vermag und wie in einem Augenblick Gedanken und Ideen, Meinungen und Ansichten, die man kurz vorher weder geahnt noch vermuthet hat, an allen Ecken und Enden der Welt zum Vorschein kommen können. Es ist wirklich manchmal, als würde im Buch der Geschichte ein Blatt herumgeschlagen und oben auf der neuen Seite ein anderer Abschnitt angefangen.

Dann und wann hört man ordentlich das Rauschen dieses umgeschlagenen Blattes wie ein geheimnißvolles Zeichen, über die Erde gehen, das auch in die verlorensten Winkel und die verborgensten Klüfte des Daseins hinunterdringt, um die verschlafenen Echo der Zeit überall in Bewegung zu setzen und in dem Wiederhall irgend eines großen Wortes zu sammeln.

Ein solches Rauschen ließ sich merklich im Jahre achtzehnhundert und vierzig spüren. Die Zeit wechselte die Decorationen, die Geschichte begann eine neue Scene.

Mancher, der sich Abends zu Bett gelegt, das ganze ABC seiner Gegenwart auswendig wissend, erwachte am andern Morgen, ohne die Reihenfolge der Buchstaben auffinden zu können. Es war ihm Alles verrückt und verschoben, wie ein verworrenes Schachspiel; das E stand vor dem D und das C hinter dem G. Vergebens besann er sich, vergebens rieb er die Stirn, vergebens nahm er eine Prisc,

vergebens las er die deutschen Zeitungen von gestern und ehegestern, Alles, Alles vergebens, er konnte sein A B C nicht wieder zusammen bringen. Dem einen fehlt das A und dem andern das B und es gibt viele Leute in dieser Zeit, die durch alle Künste und Wissenschaften, durch alle Parteien und Gesinnungen in unsäglicher Angst hindurch stürzen, einen verloren gegangenen Buchstaben ihres Zeit-Alphabetes zu suchen.

Ja, die Zeit ist anders geworden. Mancher, der noch gestern so vertraut mit ihr war, daß er alle Geheimnisse ihres Herzens wußte, steht ihr heute so fremd gegenüber, daß er sie gar nicht mehr erkennt; mancher, der noch gestern in den grünen Wald der Poesie hinausging, wie seit Jahren Blumen in's lockige Haar zu holen, steht heut weinend, weil sie ihm höhnisch den Rücken wendet. Die Zeit hat sich andere Leute gesucht, Leute, die nun vorausziehen, als ihre Trabanten, um ihr auf Straßen und Wegen Quartier zu bereiten.

Es hat diese Leute seltsam überkommen, sie waren vordem ganz anders. Hoffmann von Fallersleben, der langbeinige Professor zum Beispiel, der saß wohlgemuth in der Bibliothek auf der Sandgasse in Breslau und blätterte in alten Folianten herum. Die Schwalben zwitscherten in den hohen Fensterbogen und die Glocken klangen schlaftrunken über die Häuserreihen; auf der Straße trälerten die Buben und die Kindermägde und auf den Dächern hatte der Sonnenschein Maulaffen feil. Es

war eine stille Zeit und der lange Professor sang Lieder wie: „Im Rosenbusch die Liebe schlief“, „Ein Thaler nach dem andern“, „Wo im weihenblauen Scheine“. Auch Herwegh war anders; er dichtete Sonette ans Abendroth. Viele andere waren ganz unbekannt, kneteten Brotmännchen und ließen Gott einen guten Mann sein. Da auf einmal rauschte das Blatt im Buch der Geschichte und alle diese, die vorher so harmlos geschrieben und Verse gemacht, die ihre Freude am Vogelgesang, am Blumenduft, am blauen Himmel und wenn es hoch kam, ihren Mergel einmal an des Nachbarn's schiefen Absätzen ausgelassen hatten, alle diese fingen nun an, dem Staat und der Regierung auf die Fersen zu treten.

Es war ein Impuls der Zeit, er lag in der Luft, die man einathmen mußte. Wer ein Herz hatte, das für Freiheit und Recht schlug, das mußte anschwellen davon und groß werden, das mußte sich öffnen und ausströmen.

Das ist geschehen und in reichem Maaße. Aber es ist damit noch nicht Alles gethan; wir dürfen diesen Impuls nicht in Gedichten und Liedern verpuffen lassen wie Pulver in einem kunstreichen Feuerwerk, wir müssen uns im Gegentheil bestrebt erweisen, Kugeln daraus zu gießen und Schwerter zu schmieden, weil es gilt der Geschichte eine Zukunft zu erobern.

Ich kann in dieser Hinsicht die öffentlichen Vorlesungen Theodor Mundt's nicht genug rühmen

und hervorheben, weil sie mit einem tiefen Ernst die Sache grade da angreifen, wo es geschehen muß, soll dieser Impuls zusammen gehalten und zu schwerem Geschuß im Feldlager des Liberalismus verwendet werden. Aus den socialen Verhältnissen heraus mußte diesem Impuls entgegen gearbeitet werden, sie mußten ihm so nah gebracht werden, daß er seine Hand in ihre Wundenmale legen und die franken Schläge ihrer Herzen belauschen konnte.

Das ist in den öffentlichen Vorlesungen Theodor Mundt's der Fall gewesen. Daß er es vermocht hat für dieselben ein buntes und gemischtes Publikum, ein Publikum aller Stände, zu gewinnen und an sich zu halten, ist um so mehr verdienstlich und um so mehr dem Zweck entsprechend.

Dem Impulse der Zeit muß ein fester Boden gewonnen werden und das kann eben nur auf diese Weise geschehen. In den Gedichten, sie mögen noch so schön und vortrefflich sein, hängt er eigentlich doch nur in der blauen Luft.

Anmerkung.

Leider hat das verzögerte Erscheinen des zweiten Hefts der „Berliner Stecknadeln“ einen Scherz über die Prämien-Droschken so abgestanden gemacht, daß es der Mühe nicht lohnt, ihn jetzt noch mitzutheilen. Die Illustration erscheint deswegen ohne begleitenden Text, wird aber dennoch wohl leicht verständlich sein.

war eine stille Zeit und der lange Professor sang Lieder wie: „Im Rosenbusch die Liebe schlief“, „Ein Thaler nach dem andern“, „Wo im weilhenblauen Scheine“. Auch Herwegh war anders; er dichtete Sonette ans Abendroth. Viele andere waren ganz unbekannt, kneteten Brotmännchen und ließen Gott einen guten Mann sein. Da auf einmal rauschte das Blatt im Buch der Geschichte und alle diese, die vorher so harmlos geschrieben und Verse gemacht, die ihre Freude am Vogelgesang, am Blumenduft, am blauen Himmel und wenn es hoch kam, ihren Aerger einmal an des Nachbarn's schiefen Absätzen ausgelassen hatten, alle diese fingen nun an, dem Staat und der Regierung auf die Fersen zu treten.

Es war ein Impuls der Zeit, er lag in der Luft, die man einathmen mußte. Wer ein Herz hatte, das für Freiheit und Recht schlug, das mußte anschwellen davon und groß werden, das mußte sich öffnen und ausströmen.

Das ist geschehen und in reichem Maaße. Aber es ist damit noch nicht Alles gethan; wir dürfen diesen Impuls nicht in Gedichten und Liedern verpuffen lassen wie Pulver in einem kunstreichen Feuerwerk, wir müssen uns im Gegentheil bestrebt erweisen, Kugeln daraus zu gießen und Schwerter zu schmieden, weil es gilt der Geschichte eine Zukunft zu erobern.

Ich kann in dieser Hinsicht die öffentlichen Vorlesungen Theodor Mundt's nicht genug rühmen

und hervorheben, weil sie mit einem tiefen Ernst die Sache grade da angreifen, wo es geschehen muß, soll dieser Impuls zusammen gehalten und zu schwerem Geschuß im Feldlager des Liberalismus verwendet werden. Aus den socialen Verhältnissen heraus mußte diesem Impuls entgegen gearbeitet werden, sie mußten ihm so nah gebracht werden, daß er seine Hand in ihre Wundenmale legen und die frankten Schläge ihrer Herzen belauschen konnte.

Das ist in den öffentlichen Vorlesungen Theodor Mundt's der Fall gewesen. Daß er es vermocht hat für dieselben ein buntes und gemischtes Publikum, ein Publikum aller Stände, zu gewinnen und an sich zu halten, ist um so mehr verdienstlich und um so mehr dem Zweck entsprechend.

Dem Impulse der Zeit muß ein fester Boden gewonnen werden und das kann eben nur auf diese Weise geschehen. In den Gedichten, sie mögen noch so schön und vortrefflich sein, hängt er eigentlich doch nur in der blauen Luft.

Numerkung.

Leider hat das verzögerte Erscheinen des zweiten Hefts der „Berliner Stecknadeln“ einen Scherz über die Prämien-Droschken so abgestanden gemacht, daß es der Mühe nicht lohnt, ihn jetzt noch mitzutheilen. Die Illustration erscheint deswegen ohne begleitenden Text, wird aber dennoch wohl leicht verständlich sein.